Erlebtes und Geträumtes.

Dritter Band.

Erlebtes und Geträumtes.

Novellen und Erzählungen

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Dritter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1867.

Inhaltsverzeichniß.

Der Akrobat.

Das Haus lag mitten im Walde, und war schwer und massiv von Steinen aufgeführt, im Style der letzten Renaissance und der beginnenden Rococozeit. Es hielt also seine Bauart die Mitte zwischen dem vorletzten und letzten deutschen Style, über welchen man viel gelästert hat, ohne bis auf den heutigen Tag im Stande gewesen zu sein, einen neuen zu erfinden, während man sich mit gestohlenen Lappen aus allen Jahrhunderten begnügt, die überdies noch häufig schlecht genug zusammengeflickt sind.

Ohne Zweifel war das Gebäude ursprünglich zu einem fürstlichen Jagdschlosse bestimmt gewesen, sicher aber nicht ausgebaut worden, denn abgesehen davon, daß das letzte Stockwerk niemals Fenster und Fußböden besessen hatte, fehlten alle Nebengebäude, Stallungen, Remisen, Vorrathshäuser u. s. w., ja selbst keine Küche war vor-

handen, und dies beweist unumstößlich das so eben Ausgesprochene.

Aus diesem Grunde machte das alte Haus einen düstern und fast unheimlichen Eindruck. Dazu waren fast alle seine Fenster mit Brettern verschlagen, die grau geworden durch Wetter und Nässe: die röthliche Farbe des Sandsteins war ebenfalls in ein schmutziges Grau übergegangen, und nur oben auf dem schadhaften Dache glänzte grünes Moos in reichlicher Menge.

Auch die Jahreszeit war nicht günstig: es war fast Spätherbst. Des Mittags nicht selten unerträglich heiß, Abends kühl, Nachts empfindlich kalt, und endlich am Morgen Nebel. Das ist aber die schlimmste Zeit zu Fußreisen, aus Gründen, die Jeder wissen wird, der in der Welt umhergelaufen, wie das früher gute Sitte war.

Und dennoch war ich acht Stunden gegangen an jenem Tage, um das Haus zu erreichen, und jetzt saß ich dort am großen, grünen Kachelofen, in dem ein lustiges Feuer loderte, und sah den Alten an, der das Haus allein bewohnte, und der mich bewirthete, als ob er mich erwartet hätte.

Der Alte war eine sonderbare Persönlichkeit. Als ich auf das Haus zuschritt, stand er unter der Thür, das heißt unter einem Fenster, das

man zur Thür umgeschaffen hatte, da der große Thorweg halb mit Ziegelsteinen vermauert, halb mit Holzwerk zugeschlagen war.

Ich besann mich eben auf eine Anrede, als mir der Alte zuvorkam.

„Ziehen Sie Ihre Stiefel aus," sagte er, „der lehmige Grund hat den Teufel im Leibe, und ich will Ihnen Pantoffeln geben."

Das paßte so wenig zu dem, was ich ihm sagen wollte, daß ich, — ich war ein junger Bursche dazumal, — daß ich durchaus nichts zu erwidern wußte, und im andern Augenblicke in der Stube auf einem alten Lehnstuhle saß und zwei derbe Pantoffeln an den Füßen hatte, während der Alte stillschweigend beschäftigt war, mit Hülfe eines alten schartigen Messers meine Stiefel zu reinigen. Ich war den Tag hindurch in der Region des bunten Sandsteins gewandert, der die majestätische Eiche erzeugt, die liebliche Linde, die reizende Buche, und dessen Waldthäler die romantischsten sind, die man sich denken kann, mit ihren rothen, phantastischen Felsen, ihrem üppigen Graswuchse, ihren springenden Bächen und klappernden, einsamen Mühlen.

Was aber den Boden betrifft, das Erdreich, in welches sich dieser bunte Sandstein verwandelt,

so ist er spröde und hart zu gewissen Zeiten, zu anderen aber, das heißt nach Regenwetter, so zähe, klebrig und anhänglich bis zum Exceß, daß wir ihn mit einer gewissen Sorte von Herzen vergleichen würden, wenn wir uns nicht vorgenommen hätten, alle ähnlichen Vergleiche sorgfältig zu vermeiden.

Es hatte gestern geregnet, es war am Morgen darauf ein starker Nebel gefallen, und in Folge dieser Naturereignisse trug ich einen halben Acker röthlichen, bereits wieder hart und spröde gewordenen Thonboden an den Füßen, dessen Entfernung ohne jenes Messer nicht möglich war.

Der Alte hatte mir den Rücken gewendet und eine kurze Zeit geschabt und gekratzt, dann stellte er seine Schützlinge in ein kleines Schaff mit Wasser und sagte halblaut: „Aufweichen!"

Ich begann allmälig mir etwas einfältig vorzukommen, oder wenigstens höchst unbeholfen; um daher ein Gespräch zu beginnen, sagte ich: „Herr Förster, entschuldigen Sie, ich habe — —"

Der Alte wendete sich jetzt nach mir, stieß einige Male mit dem Zeigefinger der Rechten in seine leicht geballte linke Faust, als stopfe er eine Pfeife, und machte mit dem Munde die Bewegung des Rauchens, wobei er den Kopf fragend aufwarf.

„Freilich!“ sagte ich; denn seine Pantomime war nicht zu verkennen.

„So brennen Sie sich derweilen Eine an. Ich besorge indessen das Essen.“

Er ging, und ich tappte jetzt mit den schweren Pantoffeln an den Füßen, und nach dem Wunsche meines Wirthes wacker dampfend, in der Stube umher, mich ein wenig zu orientiren.

Es war ganz die einfache und prunklose Wohnung eines Jägers. Ein paar Gewehre an der Wand, ein starkes Waidmesser, alles dies gut eingeölt und im besten Stande; dann rings umher an den Wänden eine große Anzahl verkrüppelter und seltsam verbogener Hirsch- und Rehgeweihe, wie solche heutzutage ein schlechter Geschmack zu hohen Ehren und theuren Preisen gebracht hat, die aber zu jener Zeit kaum Jemand irgendwie einer Aufmerksamkeit würdigte.

Die Möbel von nicht polirtem Holze, schwer und massiv, aber reinlich gehalten, ein großer grüner Kachelofen, der in der Stube geheizt wurde, und ein langer Tisch von Fichtenholz. Am auffallendsten waren mir verschiedene Zeichnungen, welche, offenbar von ungeübten Händen ausgeführt, an den Wänden der Stube hingen: sonderbare Landschaften, zuverlässig einem andern

Welttheile angehörend, und vielfache Versuche, ein kleines Mädchen von vielleicht sechs bis acht Jahren zu zeichnen, welche fast noch weniger gelungen schienen als die Landschaften.

Ich war, wie schon gesagt, damals ein junger Bursche. Ich hatte eine Fußreise gemacht und war im Walde umhergelaufen, um Abenteuer zu suchen, sonderbare Kauze und Narren, mit welchen ich, vielleicht instinctartig und der gleichgesinnten Gesellschaft halber, für mein Leben gern Umgang pflog. Freilich hätte ich das Alles in der Stadt bequem haben können, aber das merkte und benutzte ich erst später, und da man mir in einer Waldschenke erzählte, daß der alte Forstwart Andreas der tollste Kerl von der Welt sei, weite Reisen gemacht haben wolle in seiner Jugend, und bisweilen ganz abenteuerliche und verrückte Dinge erzähle, so ging ich ihn zu suchen.

Er trat bald darauf wieder in die Stube, und nach kurzer Zeit stand ein treffliches Essen auf dem Tische, Wildpret und andere Dinge, welche die Jahreszeit eben bot, und im Verlaufe des Gespräches erfuhr ich, daß der Alte Alles selbst bereitet habe, ja, daß er das Haus allein bewohne und keine Seele um sich habe. „Ich mag keinen Kerl im „Haus" haben, und Weibs-

leute noch weniger," sagte er, „ich reiche mit mir allein und mit meinem Hunde aus." Als ich ihn belobte wegen seiner trefflichen Küche und die Vermuthung aussprach, daß er recht viel gesehen und erfahren haben müsse in seinem Leben, da er sich so allein zu behelfen wisse, sagte er: „Weiß schon, deswegen sind Sie da, wollen Possen und Schnurren erzählt haben. Gehen Sie auf die Jagd?" Das paßte offenbar nicht zusammen, indessen sagte ich „Ja!" und er fuhr fort: „Schön, so wollen wir morgen ein paar Hühner schießen, für heute aber gehen Sie doch wohl bald in's Bett. Werden müde sein, und ich selbst muß, wenn's Nacht ist, auf ein paar Stunden in's Holz." Dann führte er mich, noch ehe es vollkommen dunkelte, vor das Haus und zeigte mir dessen nächste Umgebung. Rechts ab Hochwald, durch den ich gekommen; links eine Schlucht von etwa zwölf bis fünfzehn Fuß Breite, mit steil abfallenden Felswänden, und unten in der Tiefe ein leise murmelndes Bächlein, das, wie die mächtigen Felsblöcke in seinem Bette zeigten, zu Zeiten wohl auch mächtig anschwoll, und tobend durch die Schlucht brauste. Hinter dem Hause ein kleiner Küchengarten, und dann wieder Hochwald, vor dem Hause aber Buschwerk

und Niederholz auf einem allmälig zu Thale führenden Gehäge.

Das Alles war eben nicht gerade romantisch, aber unbedingt schön, und das zwar vorzugsweise durch die Stille, welche über die ganze, wenn auch eng begrenzte Landschaft ausgebreitet war, und durch den Zauber der Waldeinsamkeit, der auf Allem lag. Eine Stunde später stand ich allein am Fenster meiner kleinen freundlichen Stube, die mir der Alte angewiesen, und blickte hinaus in die Mondnacht. Aber ich war müde und schläfrig, und wollte eben mein Lager suchen, als ich hörte, daß mein Gastfreund die Thür des Hauses öffnete und sich anschickte, seinen nächtlichen Gang in den Wald zu beginnen, und gleich darauf sah ich ihn über die vom Monde beschienene freie Stelle zwischen dem Hause und der Schlucht zugehen. Er war jetzt bis an diese gekommen, und ich dachte eben, was er wohl dort suchen möge, als ich sah, wie der Alte mit außerordentlicher Ruhe durch die Luft über die Tiefe hinwegschritt und, ohne sich nur umzublicken, bald darauf auf der andern Seite im Walde verschwand.

Es war zwar durchaus unmöglich, daß ich richtig gesehen hatte, aber ... dennoch ... ich sah

seinen Schatten auf die entgegengesetzte Felswand fallen, ebenfalls frei schwebend, und es war also auch unmöglich, daß sich eine Brücke dort befand, abgesehen davon, daß ich kurze Zeit vorher, war ich eben auch nicht direct an dieser Stelle der Schlucht gestanden, doch dieselbe gänzlich überschaut hatte und wußte, daß nirgends ein Steg oder eine Brücke über dieselbe führte. Ich hatte also zwei Unmöglichkeiten und eine Sicherheit, welche die war, daß mein Gastfreund ein eigenthümlicher, sehr eigenthümlicher Mensch sei.

Im Mondschein durch die Luft zu laufen! Aber ich war acht Stunden gegangen an diesem Tage, und schlief bald darauf ein, nicht ohne die leise Hoffnung, vom Alten vielleicht dieses, oder ein anderes Kunststück zu lernen.

Aber am andern Morgen, während der Alte den Kaffee braute, spionirte ich längs der Schlucht, und fand an der Stelle, an welcher er, wie mir däuchte, die Luft durchschritten, eine dünne Stange quer über die Tiefe gelegt. Die Sache war jetzt klar. Er war ein Nachtwandler, aber indem ich mich noch meiner Weisheit freute, lachte plötzlich der Alte dicht hinter mir. „Sie haben mir zugesehen heute Nacht?“ Ich konnte nicht läugnen. „Wollen Sie auch hinüber?“

Da keine Aussicht war, ein wenig hexen zu lernen, indeß die Bestimmtheit, den Hals zu brechen, lehnte ich entschieden ab. Aber der Alte schritt vor, lief auf der dünnen, schwankenden Stange bis etwa zur Mitte derselben, und machte dort einige Sprünge, bei welchen mir Hören und Sehen verging. Dann ließ er sich fallen, fing sich wieder, und nachdem er sich mir genähert hatte, bot er mir die Hand: „Kommen Sie, ich führe Sie hinüber!" Als ich mich zurückzog, folgte er mir lachend nach und sagte: „Jetzt sind Sie erst recht neugierig auf die tollen Geschichten des alten Andreas. Nur Geduld, Sie sollen sie hören!" Aber ich hörte sie nicht, denn wir gingen diesen und die folgenden Tage auf die Jagd, und so oft ich Anspielungen machte, mahnte er mich stets zur Geduld. Endlich aber mußte ich weiter, und als ich Abschied nahm, sagte er: „Ich wollte erst sehen, was Sie für ein Patron sind. Gut! Noch allerlei junge Gedanken, doch im Ganzen nicht übel. Aber ich bin ein alter Bursche und verirre mich, wenn ich erzähle, in allerlei ungewaschenes Zeug. Nun, ich habe ein Stück aufgeschrieben von dem, was mir begegnet ist; nehmen Sie's mit, behalten Sie es, denn es ist eine Abschrift, und kommen Sie im

nächsten Jahre wieder, dann erfahren Sie wohl Weiteres."

Was er mir gab, sind die folgenden Blätter.

Zu Hause.

Ich war das Kind eines reichen Mannes, und aus diesem Grunde bin ich jetzt ein armer Teufel.

Mein Vater, der den Titel eines Finanzrathes hatte, bekleidete in der Residenz verschiedene Aemter und machte ohne Zweifel noch verschiedene Geschäfte, die indessen, wie es den Anschein hatte, gute Früchte trugen, denn als ich etwa vier Jahre alt war, zog er sich aus dem Kreise seiner Thätigkeit zurück und bewohnte ein Landgut, welches endlich in seine Hände übergegangen war, nachdem er dem früheren Besitzer zu verschiedenen Zeiten aus dringenden Geldverlegenheiten geholfen hatte.

Es ist eigenthümlich, daß von dem Tage an, wo wir dieses Landgut bezogen, mein eigentliches Erinnerungsvermögen beginnt. Meine Mutter war, wie ich später erfuhr, ein Jahr vorher gestorben, aber ihr Bild steht nur unklar vor mir, indem ich mich einer großen und schön angekleideten Frau erinnere, welche mich küßte und

den Armen einer Wärterin übergab, welche mich hierauf ebenfalls küßte. Aber diese Küsse haben durchaus nicht den Eindruck in mir hinterlassen, den nicht selten andere Personen von Aehnlichem empfinden wollen. Ich habe nie mit Rührung, Zärtlichkeit oder Sehnsucht an jene geputzte Frau, noch an die Wärterin gedacht, und die ganze Liebe und Zuneigung meines jugendlichen Herzens fiel später auf meine ein Jahr jüngere Schwester Emilie, und das ebenfalls erst, nachdem wir auf's Land gezogen waren.

Von jenem Augenblicke an steht aber Alles auf das lebhafteste vor meinem Gedächtnisse. Noch heute sehe ich das neue, aus weißem und rothem Sandstein erbaute Wohnhaus vor mir, die an beiden Seiten zu demselben führenden Treppen, die schweren eisernen und theilweise vergoldeten Gitter, die den Thorweg sperrten, und das oberhalb der Thür angebrachte Wappen des vorigen Besitzers. Dann die Neben- und Wirthschaftsgebäude, den weitläufigen Park mit Teich und Lustwäldchen, und endlich die Ruinen des alten Schlosses, welche am Ende des Parkes standen, und welche meinem Vater stets ein Dorn im Auge waren, obgleich er nie dazu kam, sie entfernen zu lassen, so oft er auch davon sprach.

Auch an Emilie hatte ich blos von jenem Tage an eine bewußte und klare Erinnerung, und es hat den Anschein, als ob die Landluft erst mein schlummerndes Kinderherz aufgeweckt habe. Von nun an aber waren wir unzertrennliche Gefährten, und ich hegte zu jener Zeit schon eine schwärmerische Zuneigung für das kleine Mädchen, welche dadurch täglich noch wuchs, daß ich gewissermaßen ihren Ritter und Beschützer abgab, und bei unseren Streifzügen im Parke allerlei kleine Gefahren männlich von ihr abwendete. Unser liebstes Spiel war Mann und Frau, und es stand so fest, daß wir, sobald wir groß geworden, uns heirathen würden, daß wir gar nicht mehr davon sprachen und mit großer Ruhe dem Augenblick entgegensahen, in welchem wir uns ganz angehören würden, und obgleich ich nicht weiß, woher ich jenen oft gebrauchten Ausdruck genommen, so weiß ich doch bestimmt, daß ich ihn in jener Zeit anwendete. Da übrigens die Periode noch nicht für uns gekommen war, in welcher man das jugendliche Herz in Tinte zu tauchen pflegt, und die Dietriche der Wissenschaft, die Buchstaben, in unser kindliches Gehirn bohrt, so hatten wir volle Muße, unserem harmlosen und musterhaften Ehestande obzuliegen,

aus welchem später, wenn es nämlich wahr ist, fast Ernst geworden wäre.

Was meinen Vater betrifft, so trug derselbe einen hellgrauen Frack, dergleichen Beinkleider und Strümpfe, gepudertes Haar, und wurde von uns „Papa" und von den Dienstleuten „Herr Finanzrath" genannt. Er war gegen uns Kinder weder gut noch böse, und ich liebte ihn erst, oder gab mir Mühe es zu thun, als man uns im ersten Religionsunterrichte eröffnete, daß dies unter allen Verhältnissen stattfinden müsse.

Wir hatten auf diese Weise etwas über anderthalb Jahre auf dem Lande gelebt, und ich war fast sechs Jahre alt, als eines Tages reisende „Künstler" auf unserem Gute erschienen, Seiltänzer nämlich und Luftspringer, welche man zu jener Zeit so zu benennen pflegte, und ich erschrak auf's heftigste, als drei dieser Menschen über den Hof, wo wir eben unser Wesen trieben, schritten, um von unserem Vater die Erlaubniß zu erbitten, ihre Künste zeigen zu dürfen. Emilie schreckte das halb phantastische, halb zerlumpte Costüm der Fremden eben so sehr wie mich, als sie indessen laut schreiend zu mir flüchtete, bezwang ich meine Furcht, tröstete sie, und versicherte, daß ich sie beschützen werde, im Falle jene

gefährlich aussehenden Menschen Miene machen würden, ihr etwas zu Leide zu thun.

Aber welche Gefühle bemächtigten sich meiner, als ich am Abende mit Emilien der Vorstellung dieser Künstler beiwohnte! Das Erstaunen, da noch Niemand mich in Kenntniß gesetzt hatte, daß es solche außerordentliche Menschen auf der Welt gäbe, überwog jetzt noch die Bewunderung, welche ich vor ihren Leistungen empfand. Man hatte uns Bilderbücher gegeben, und bei deren Erklärung hatte unsere Wärterin uns von Zauberern und Hexenmeistern, Rittern, Prinzen und Helden erzählt, ja sie hatte selbst vom Teufel gesprochen, als einer mißliebigen Persönlichkeit zwar, aber doch als von einem verdammt geschickten Burschen, der die merkwürdigsten Dinge machen könne. Was war aber selbst der Teufel gegen diese Künstler? konnte er in der Luft umherlaufen wie sie? konnte er solche Purzelbäume schlagen? konnte er mit einem Schiebkarren über ein dünnes Seil fahren, sich die Hände in geschmolzenem Blei waschen, Messer verschlucken, und hatte er vor Allem solche herrliche Kleider, ganz von Gold und Silber, wie diese Leute, welche ich bei Tage fürchtete und Abends vergötterte? Ich hegte jenes Mal bedeu=

tende Zweifel, daß der böse Feind so geschickt sei wie diese außerordentlichen Menschen, und merkwürdiger Weise bin ich jetzt, nach langen Jahren, wieder auf diesen Standpunkt zurückgekommen.

Wir waren, Emilie und ich, in Begleitung unserer Wärterin und des alten Schloßgärtners zu den Seiltänzern gegangen, und als wir mit diesen später heimkehrten, hörte ich den Gärtner sagen: „Die Bursche sind nicht übel, aber sie haben keine Schule, und ich wollte es heute noch besser machen!" In Folge dieser Aeußerung konnte man mich vierzehn Tage später schon ganz artig auf dem Seile tanzen sehen, zwar nur einige Fuß hoch über dem Boden, aber „mit Schule", was die Hauptsache war. Die Sache war die, daß der alte Mathias in seiner Jugend ebenfalls Künstler gewesen und jetzt, da ich seine Aeußerung aufgefaßt hatte, meinen Bitten nicht widerstehen konnte und mir Unterricht ertheilte in der Kunst, die mir die höchste erschien. Das im Sommer leer stehende Gewächshaus war der Circus, Emilie das Publikum, und meinem vollkommenen Glücke stand nur die einzige Bedingung des Mathias entgegen, daß das Seil nie höher als höchstens drei Fuß vom Boden gespannt werden sollte. Was

Emilie betrifft, so war sie nie zu bewegen, ihre kleinen, zierlichen Füßchen auf das Seil zu setzen. „Wenn wir uns einmal ganz angehören werden," sagte sie, „sitze ich an der Kasse und nehme das Geld ein, wie die dicke Madame mit den rothen Backen bei den Künstlern, die arbeitet auch nicht!"

Ich selbst aber dehnte meine Kunstfertigkeit bald weiter aus, da die leidigen drei Fuß über dem Boden mir als Bleigewichte an den Schwingen meines Genius erschienen. In einer Ecke des Parkes stand eine vom früheren Besitzer des Gutes erbaute Reitschule, und da mein Vater nur ein einziges, bereits bis zum Ueberflusse dressirtes und gezähmtes Reitpferd besaß, so wurde jene Schule oft monatelang von Niemand betreten. Ich erhob sie zum Schauplatze meiner Thätigkeit, und indem ich ein Seil, welches ich mir heimlich zu verschaffen wußte, dort so hoch aufspannte, als es mir beliebte, war ich in einigen Monaten so weit, daß ich mit jenen Künstlern, welche mir den ersten Impuls gegeben hatten, sicher auf gleicher Stufe, wenn nicht höher stand. Nur Emilie wohnte diesen Uebungen bei, und sie setzte so unbedingtes Vertrauen in meine Geschicklichkeit, daß sie nie die mindeste Furcht zeigte, oder auch nur einen leisen Schrei ausstieß, wenn

ich mich absichtlich vom Seile fallen ließ, um mich mit den Händen wieder zu fangen, oder sonst irgendwie einen halsbrechenden Sprung ausführte. Zu meinem eigenen Lobe muß ich aber sagen, daß ich mir die Regeln unserer Kunst selbst erfand, welche erst in späteren Jahren von großen Meistern veröffentlicht worden sind. So faßte ich stets einen weit entfernten Punkt in's Auge, der mit der Richtung des Seiles in gleicher Linie lag, und blickte nie nach dem Ende des Seiles selbst, und dann warf ich mich so häufig absichtlich selbst vom Seile und fing mich wieder mit Hand und Fuß, daß ich kaum in Verlegenheit gerathen, wenn ich zufällig gestrauchelt oder gestürzt wäre.

Meine Eitelkeit, Mathias diese Fortschritte zu zeigen, überwand ich glücklich, hingegen lernte ich von ihm andere schöne und nützliche Dinge, wie: einen Degen auf der Nase balanciren, Messer verschlucken, Feuer speien, Bänder aus dem Munde wickeln und vielerlei Aehnliches.

An einem schönen Morgen aber trat plötzlich der böse Feind, in Gestalt eines neu angekommenen Hofmeisters, in dieses Paradies der freien Künste und zerstörte mit roher Hand alle die Luftschlösser, welche bereits am künstlerischen

Horizonte vor meinen Augen emporgestiegen waren. Ich mußte lernen, lernen am Tische, und auf einem Stuhle sitzend, statt wie früher in den Lüften schwebend, und selbst Emilie mußte lernen, denn einige Tage später traf auch für sie eine Erzieherin aus der Residenz ein. Heute noch betrachte ich es als eine Merkwürdigkeit, daß ich mich so bald in die häufige Trennung von Emilien fand, meine equilibristischen Uebungen nicht schmerzlicher vermißte, ja selbst ziemlich rasche Fortschritte in den Anfängen aller Gelehrsamkeit machte, im Lesen, Schreiben und im Rechnen. Vielleicht als Belohnung dieses Eifers, vielleicht auch, weil mein Hofmeister für sich selbst einige freie Stunden zu haben wünschte, ließ man mir außer der Lernzeit freie Hand, und ich hatte auf diese Weise Gelegenheit, sowohl ferner mit Emilien umherlaufen zu dürfen, als auch mein Seil nicht vollständig zu vernachlässigen.

Wie sich Emilie mit ihrer Erzieherin vertrug, habe ich nie erfahren, denn es schien, als hielte ein natürlicher Instinct uns Beide ab, die freien Stunden, welche man uns gab, mit so unangenehmen Dingen zu verbittern, wie Gouvernanten und Hofmeister sind, und ohne alle Uebereinkunft sprachen wir nie eine Silbe über diese zwei

Hemmnisse unserer Freiheit. Nach Verlauf von etwa einem Jahre nach dem Eintreffen derselben wurde ich aber von einer jener Kinderkrankheiten befallen, welche, an und für sich nicht gefährlich, es durch Vernachlässigung leicht werden können, und während man mich im Bette gefangen hielt, verbot man Emilien, mich zu besuchen, damit sie nicht ebenfalls von der Krankheit ergriffen würde. Ach, hätte man sie zu mir gelassen! Aber ich sah nur einige Male ihren braunen Lockenkopf unter der Thür meines Krankenzimmers, und dann erschien sie nicht wieder.

Statt ihrer kam jedoch jetzt regelmäßig mein Vater, und erst zu jener Zeit erwachte eine aufrichtige Liebe zu ihm in meinem Herzen, da ich jetzt erst gewahr wurde, daß auch er mich in der That wirklich liebte. Ohne Zweifel war sein früheres kaltes und gleichgiltiges Benehmen gegen uns Kinder nur eine Folge seines Temperaments, welches die Schmeichelworte und Liebkosungen nicht kannte oder für überflüssig hielt, mit welchen häufig andere Eltern ihre Kinder bei jeder Gelegenheit überhäufen. Aber jetzt beugte er sich über mich, küßte mich, und nicht selten sah ich Thränen in seinen Augen glänzen. O mein Gott! es waren die ersten Strahlen elterlicher Liebe,

welche in mein junges Herz fielen, und trotzdem, daß meine Krankheit zunahm, fühlte ich mich doch jenes Mal unendlich glücklich und wünschte oft später diese Zeit zurück; denn nachdem ich wieder genesen war, wurde das Benehmen meines Vaters fast ganz so scheinbar kalt gegen mich wie vorher. Trotz aller Pflege, die man mir angedeihen ließ, zog sich aber jenes Mal dennoch meine Krankheit in die Länge und wurde selbst höchst bedenklich, indem sie sich in ein hitziges Fieber umgestaltete.

Als ich endlich wieder besser wurde, fragte ich nach Emilien. Man sagte mir, daß es mich zu sehr aufregen würde, wenn sie jetzt zu mir käme, später gab man mir ausweichende Antworten, und als ich das Zimmer wieder verlassen konnte, erfuhr ich, daß sie „nicht da" sei. Mein erster Gedanke war, daß sie krank sei, wie ich es gewesen; dann glaubte ich, sie sei gestorben; endlich aber sagte man mir die reine Wahrheit. Sie war auf eine räthselhafte Weise verschwunden, wahrscheinlich von Zigeunern gestohlen worden, welche zu jener Zeit noch die Gewohnheit hatten, Kinder zu stehlen, während andere Leute die ihrigen bisweilen aussetzten. In der That hatte sich eine Bande Zigeuner in der Umgegend umhergetrieben, und Emilie, welche während meiner

Krankheit sich nicht mehr mit dem Parke begnügte, sondern Streifereien in's Freie unternahm, war ohne Zweifel von ihnen verlockt und entführt worden. Jene Thränen meines Vaters an meinem Krankenbette waren also doppelt gerechtfertigt; denn sie galten sowohl einem Kinde, das er zu verlieren fürchtete, als auch einem, welches er bereits verloren hatte, denn trotz hoher Summen, welche er auf ihre Auffindung setzte, brachte sie Niemand zurück, und eben so wenig konnte irgendwie eine Spur aufgefunden werden, welche auf ein ihr zugestoßenes Unglück schließen ließ.

Was mich betrifft, so wurde ich wie rasend, und obgleich ich nicht wieder in meine frühere Krankheit verfiel, so fürchtete man doch ernstlich für meinen Verstand, und selbst als schon längst wieder eine ruhigere Stimmung über mich gekommen war, gerieth ich noch häufig in eine an Verzweiflung grenzende Wuth, wenn ich mir dachte, wie meine arme Schwester von jenem Bettelvolke mißhandelt, zu Niedrigem gezwungen werden würde, und Noth und Mangel leiden müsse. Meine Studien setzte ich indessen fort, aber während ich allmälig zu ernsteren Fächern überging, zeigte sich eine Eigenheit, welche man bei den Anfangs-

gründen des Lernens auf keinerlei Weise an mir beobachtet hatte: es war mir nicht möglich, an den Gegenstand zu denken, den ich bearbeiten sollte, und ich konnte niemals das Studium verfolgen, welches ich begonnen hatte. Wenn ich Latein lernen sollte, so kamen mir die Regeln der französischen oder griechischen Sprache in den Sinn, welche ich ebenfalls zu erlernen begonnen hatte, bei der Geschichte dachte ich an die Mathematik, und bei dem Studium dieser reizenden Wissenschaft an die Geographie.

Es giebt freilich Leute, welche das ganz ähnlich wie ich machen. Doctoren der Medicin, welche politische Studien treiben, Doctoren der Philosophie, welche anstatt der Weltweisheit höheren Blödsinn cultiviren, Damen, welche statt Strümpfe zu stricken selbst Blaustrümpfe werden, und endlich Chemiker, welche Novellen und Romane schreiben; aber es ist immer zu hoffen und zu erwarten, daß alle diese Leute, wenigstens in früheren Zeiten, doch einmal irgend einen Gegenstand mit mittelmäßigem Eifer betrieben haben werden. Bei mir indessen nahm schon in früher Jugend dieser krankhafte Zustand dermaßen überhand, daß mein ganzes Wissen mehr ein Chaos als ein Stückwerk genannt werden konnte, ja es

erstreckte sich selbst auf das einzige Ding, welches mir noch einigermaßen Freude machte: auf das Seil, denn dort, in der Luft schwebend, dachte ich an Emilie, sah sie, wie früher, in einer Ecke sitzend, mir zuschauend und mich bewundernd, und war deshalb mehr als einmal in Gefahr, den Hals zu brechen.

Ich übergehe jetzt einen Zeitraum von mehreren Jahren, während dessen man mich nicht nur in allen möglichen Wissenschaften zu unterrichten suchte, sondern sich auch bemühte, mir Tanzen, Fechten und Reiten zu lehren, und ich habe nie erfahren, ob mein Vater beabsichtigte, mich auf eine Universität zu schicken, oder was sonst seine Absichten gewesen sein mögen.

Eines Tages indessen wurde ich durch das eilige Laufen und durch Ausrufungen des Schreckens unserer Dienstleute aufmerksam gemacht, und dann rief man mich — an das Sterbelager meines Vaters, an sein Todbett eigentlich; denn als ich hinzustürzte, war er nur noch im Stande, unverständliche Worte zu stammeln, und verschied nach wenigen Minuten in meinen Armen. An einem Schlagflusse sagte man, und Andere munkelten wohl auch Schlimmeres, aber ich selbst weinte jetzt an seinem Sarge so auf=

richtige Thränen des Kummers, wie er jenes Mal an meinem Krankenbette.

Nachdem mein Vater beerdigt war, machte man mir die Mittheilung, daß ich ein Bettler sei. Schwarz gekleidete Gerichtspersonen kamen, legten Alles unter Schloß und Siegel, und mir selbst ließ man nur die nöthigsten Kleider und Wäsche, da ich als Minderjähriger kein Eigenthum hatte, wie sie sagten. Indessen gaben sie mir die tröstliche Versicherung, daß man mir einen Vormund geben werde, welcher suchen würde mich irgendwo unterzubringen. Mittlerweile hatten sich, mit Ausnahme des alten Mathias, alle unsere Dienstleute schweigend entfernt; auch mein Hofmeister war gegangen, ohne mir nur ein Wort des Abschiedes zu sagen, und da ich ihn weder gehaßt noch geliebt, sondern da er mich blos gelangweilt hatte, war mir dies gleichgiltig.

Nachdem alle Zimmer und Gemächer des Hauses versiegelt waren, ersuchten mich die Beamten, ihnen zu folgen, und als endlich auch die Hausthür auf ähnliche Weise geschlossen war, gingen sie fort, indem sie mir überließen, es zu machen wie sie. Ich ging zum alten Mathias, um die Nacht bei ihm zuzubringen, und erfuhr, daß mein Vater wieder zu seiner früheren

Gewohnheit zurückgekehrt war, und ganz im Stillen Geldgeschäfte verschiedener Art gemacht hatte. Allzu gewagte Speculationen hatten ihn ruinirt.

„Aber was willst Du jetzt beginnen, Andreas, mein Junge?" sagte der Alte, nachdem ich sein frugales Abendmahl mit ihm getheilt hatte. „Du könntest wohl bei mir bleiben, allein weiß Gott, ob sie mich nicht auch fortjagen wie Dich, und dann, ich bin ein alter Bursche, was nachher, wenn auch ich da unten liege? Du hast den ganzen Tag gelernt! Was?"

„Latein," sagte ich, „Griechisch, Französisch, Geschichte, Geographie, Mathematik und noch andere Dinge, aber — ich kann sie nicht."

„Das hat nichts auf sich," versetzte Mathias, „aber hast Du die Courage, diese Sachen Andere zu lehren? denn alles das, was Du genannt hast, nährt seinen Mann blos dadurch, daß man es wieder Andere lehrt."

„Aber ich kann ja selbst nichts!"

„Dein Hofmeister konnte auch nichts," sagte der Alte, „und ist doch in Eurem Hause dick und fett geworden. Aber Dir fehlt der Muth. Wir müssen an etwas Anderes denken."

Ich erwiderte ihm, daß ich ihm morgen

meinen Entschluß mittheilen wolle; und nachdem ich ihn des andern Tages in die Reitschule geführt und ihm meine Künste gezeigt hatte, sagte er:

„Ich hab's lange gewußt und Dir oft heimlich zugesehen, aber . . .“

„Was sagst Du dazu, wenn ich ein Künstler würde?“ unterbrach ich ihn.

„Den Hals wirst Du nicht brechen,“ sagte er trübsinnig, „aber ein Gaukler, ein Luftspringer! O mein Gott, Du kennst dieses Brot nicht.“

„Es ist besser als gar keins.“ —

„So geh' mit Gott,“ sagte der Alte und heulte dergestalt, daß auch ich in bittere Thränen ausbrach.

Am andern Abend war ich bereits weit weg von der Stelle, die meine Heimath gewesen war. Eine bittere Empfindung, wie ich nie vorher etwas Aehnliches gekannt, hatte sich meiner bemächtigt, als ich zum letzten Male auf unsere Besitzung sah. Aber dann lief ich querfeldein, und dachte daran, was für Augen Mathias machen werde, wenn er mich beim Aufstehen nicht mehr fände. Auf seinen Tisch hatte ich einen Zettel gelegt, folgenden Inhalts:

„Lieber Mathias!

„Ich laufe heimlich fort, weil mir der Abschied von Euch zu schmerzlich ist, und weil ich

weiß, daß Ihr mir von Eurem Ersparten etwas aufbringen werdet. Gotte segne Euch! Lebt wohl!"

Als ich gegen Mittag mein kleines Bündel aufknüpfte, um ein Stück Brot herauszunehmen, fand ich ein rothes Taschentuch, welches Mathias in mein bischen Wäsche praktizirt hatte, und in demselben die Antwort, welche lautete:

„Da Du, lieber Andreas, heute schon Deine Sachen zusammengepackt hast, so hast Du vor, morgen durchzubrennen. Schneuze Dich in das Gegenwärtige, und liebe immerfort Deinen alten Mathias." —

In dem „Gegenwärtigen" befand sich neben dem Briefe auch noch ein Päckchen mit alten Thalern.

Jetzt bin ich ein alter Mann, aber wenn ich an jenen Augenblick denke . . . nun es sieht's ja Niemand, und es war wohl der letzte Mensch, welcher mich aufrichtig liebte. Im Uebrigen wurde ich von dort an ein Vagabund.

In Südamerika.

Es ging uns schlimm, als wir hinkamen. Schlimmer wohl nicht als jedem Andern, der solch' eine Reise macht, aber doch verwünschten wir den Director, den Monsieur d'Apponcourt,

der eigentlich Bresselhuber hieß, und aus Lauingen in Bayern gebürtig war, in den Abgrund der Hölle.

Fünf Jahre waren vorübergegangen, seit ich vom alten Mathias Abschied genommen, und ich hatte Europa nach allen Richtungen hin durchzogen während dieser Zeit; ich war ein fabelhafter Luftspringer geworden und hatte nach Belieben die Truppe gewechselt, denn man kannte meine Leistungen unter den Collegen; jetzt aber war in einer bedeutenden deutschen Seestadt, wider Hoffen und Erwarten, unser Director mit Kasse und rückständiger Monatsgage durchgegangen, und keine andere Truppe aufzufinden. Da es indeß, aus Gründen, nur in sehr seltenen Fällen einem Seiltänzer möglich, von seinen Ersparnissen zu leben, so ging ich zu Monsieur d'Apponcourt, dem Director einer Kunstreitergesellschaft, welcher beabsichtigte, die Küsten Südamerikas zu bereisen, und ließ mich als ein Mitglied seiner Truppe anwerben. Zwei Gründe wirkten vortheilhaft ein für mich bei diesem Engagement. Erstens waren Tags vorher drei Mitglieder der Truppe bei Nacht und Nebel davongegangen, da ihnen die nahe Seereise ernstliches Bedenken erregte. Zweitens hatte der Director bereits alle seine Pferde ver=

kauft, und man beabsichtigte, Tags darauf an Bord zu gehen. Man konnte mithin nicht mehr die Entdeckung machen, daß ich überhaupt nur ein höchst mittelmäßiger, gewöhnlicher, unbedingt aber kein Kunstreiter war. Drüben, dachte ich, würde sich die Sache einrichten.

Im Ganzen, mit Einschluß des Directors, waren es unserer zehn Künstler, und Monsieur d'Apponcourt, selbst ein schlechter Reiter, ein mittelmäßiger Ehrenmann und ein großer Narr. An Bord, wo wir nun Gelegenheit hatten, diese letztere seiner Eigenschaften beobachten zu können, äußerte sich dieselbe vorzugsweise in seinem ängstlichen Bestreben, für einen Franzosen gehalten zu werden, wo möglich für einen Emigranten, und so lange er nicht sprach, waren allerdings einige Aussichten hierfür vorhanden, da er hager und lang war und schwarze Haare nebst einer Habichtsnase hatte. Aber die Aussprache des wenigen Französischen, welches er kannte, war dermaßen unter aller Kritik, daß jeder Schulknabe an derselben den Nichtfranzosen erkennen mußte. Dennoch waren wir Alle schlecht genug, zu thun, als hielten wir ihn für einen ächten Franzmann, und wenn wir dann noch nebenher

den Blödsinn begingen, sein Französisch zu loben, war er außer sich vor Vergnügen.

Aber all' dies kam erst später, denn in den ersten Tagen und Wochen waren wir fast Alle dergestalt seekrank, daß wir nur dumpfe Verwünschungen für ihn hatten, der uns in diese Lage versetzt hatte, und an Scherze wenig dachten.

Die Eindrücke, welche von jener ersten Seefahrt zurückgeblieben sind, blieben sich gleich mit denen, welche mir bei späteren Seereisen wurden. Sie sind im Allgemeinen die, daß mich moralisch und physisch Uebelkeit befällt, sobald ich ein Schiff betrete; daß ich später während der Fahrt mich meist grauenhaft langweile, und daß ich inbrünstig jeden Boden küssen möchte, den mein Fuß zum ersten Male wieder betritt, sei dieser Boden nun ein mütterlicher oder ein anderer.

Man hat unendlich viel gesprochen von der prachtvollen Fernsicht, welche man auf dem Meere habe, aber mir ist die Aussicht vom Bord aus, auf hoher See nämlich, stets höchst beschränkt erschienen. Man befindet sich im Mittelpunkte einer runden Scheibe, deren Halbdurchmesser bisweilen, scheinbar, kaum hundert Schritt beträgt. Diese Täuschung fällt freilich weg, sobald sich

Land in der Ferne zeigt, aber das ist selten der Fall, und dann beginnen die eigentlichen Gefahren der See dort erst recht, in der Nähe einer Küste. Man war entzückt von dem tiefen, reizenden Blau des Himmels und der gleichen Farbe des Meeres. Abgesehen davon, daß häufig Himmel und Wasser in ein erbärmliches Grau gekleidet sind, hilft euch das feurigste Ultramarin verteufelt wenig, wenn ihr an der Schanzverkleidung steht und nicht wißt, ob ihr eigentlich hungrig seid, oder ob ihr euch erbrechen wollt.

Mit Bewunderung hat man von der Thierwelt gesprochen, die dem Reisenden entgegenkäme da draußen auf dem Wasser. Freilich, es läßt sich nicht läugnen, sonderbare Käuze schwimmen herum auf jenem trefflichen Ocean. Die Quallen zum Beispiel, glänzende Blasen, Thiere ohne Kopf und mit prächtigen Farben geschmückt. Zieht man aber einen solchen Gesellen an Bord, so erweist er sich als ein nichtswürdiger Schleimballen, der uns die Finger verbrennt, und uns am ganzen Körper oft tagelang ein unerträgliches Jucken verursacht. Was die übrigen Geschöpfe betrifft, so würden uns die größeren sämmtlich auffressen, wenn wir zum Beispiel während einer Windstille es versuchen wollten, unsere

Glieder in das reizende Element zu tauchen, welches sie beherbergt, und die kleinen, welche wir genießen könnten, hüten sich mit großer Schlauheit, uns diese Gelegenheit zu verschaffen. Sie ärgern uns also, statt uns zu ergötzen und uns eine angenehme Abwechselung zu bieten für die schauderhafte Schiffskost: versalzenes Fleisch, hartes, mit Würmern belebtes Brot, und übelriechendes Wasser.

Die Jünglinge, welche, wenn es stürmt, die offene Brust dem tobenden Orcan entgegenkehren, ihre dunkeln Locken im Sturme flattern, und ihre heißen Wangen vom Kusse der Windsbraut kühlen lassen, wären Narren, wenn sie existiren würden. Aber das ist nicht der Fall. Auch die schwärmerischsten Jünglinge knöpfen bei solchen Gelegenheiten Rock und Weste zu, und begeben sich schon deshalb schleunig unter Deck, weil bei stürmischem Wetter die Matrosen doppelt grob sind. Unser Hanswurst, der ein zartes Gemüth, wenngleich ein starker und breitschulteriger Bursche war, beabsichtigte einmal bei ein wenig schlimmem Wetter einen ähnlichen Versuch, aber die Matrosen traten ihm auf die Füße, und als ihn eine über Bord springende Welle bis auf die Haut durchnäßte, kroch er in seine Koje und

bekam eine furchtbar geschwollene Backe, von welcher, sowie von ihm selbst, ich bald wieder sprechen werde.

In Summa: die schlechteste aller Seepoesien ist ein Sturm, und ein Schiff überhaupt habe ich stets als ein schwimmendes Zuchthaus betrachtet, welches doppelt schlimm ist, da uns selbst die Aussicht des Entkommens absolut genommen, und nur die des Ertrinkens mit einiger Wahrscheinlichkeit gegeben ist. Aber das ist freilich die Ansicht eines Vagabunden, eines Menschen, dessen Erziehung verunglückte, und der durch fünfjähriges Herumtreiben in der Welt ein Strolch geworden, und arg verwildert war an Leib und Seele.

Unser Leben auf jenem Schiffe, welches ein nach Rio Janeiro bestimmter Kauffahrer war, gestaltete sich vielleicht zum Theil noch schlimmer, als das auf anderen Fahrzeugen und für andere Passagiere. Gleich zu Anfange hatte Monsieur d'Apponcourt die Idee, sich als Director der Truppe auf gleichen Fuß mit dem Capitän stellen zu wollen, welches dieser auf die schnödeste Weise zurückwies. Dann hänselten und foppten die Matrosen unsere Leute auf alle mögliche Weise, was diese, so lange sie seekrank waren, ruhig

geschehen ließen; aber als sie die Flügel wieder einigermaßen heben konnten, erfuhren die Matrosen sehr bald, daß es nicht gut katzbalgen ist mit Kunstreitern und Luftspringern. Es entstanden Raufhändel, in welchen die Söhne Neptuns, trotz ihrer Messer, stets unterlagen, und erst, nachdem diese Zwiste einen für Alle höchst gefährlichen Charakter annahmen, einigten sich der Capitän und Monsieur d'Apponcourt in so weit, um wenigstens zum Theil die Ruhe herzustellen, obgleich die gegenseitige Stellung der beiden Parteien stets drohend und feindlich blieb.

Unter solchen Verhältnissen waren wir endlich so weit gekommen, daß wir eines Nachmittags die Küste Brasiliens erblickten, und unser Jubel war so stürmisch, daß es fast wieder Händel mit den Matrosen gegeben hätte, welche es jetzt übel zu deuten schienen, daß wir nach achtwöchentlichem Zusammenleben uns freuten, sie verlassen zu können. Die Elemente indessen beschwichtigten unsern Hader, denn plötzlich zogen sich eine Menge von Wolken zusammen, die Sonne nahm eine blutrothe Farbe an, und verschwand bald gänzlich, und nachdem der Himmel vollständig eine graue oder schwarze Farbe angenommen hatte, begann das Meer Katzenpfoten zu machen,

und alles dies, sowie kurze, von verschiedenen Seiten herkommende Windstöße schienen deutlich einen Sturm oder, wie die Seeleute es nennen, schlimmes Wetter zu bedeuten. Während die Matrosen nun alle Hände voll zu thun hatten, die Segel zu reffen, gingen unsere Leute, da es bald heftig zu regnen begann, unter Deck, jener Streit unseres Jubels halber war aufgehoben, und der Capitän suchte so rasch als möglich die Küste aus dem Auge zu verlieren, da bei stürmischem Wetter die Nähe einer solchen stets mehr oder weniger Gefahr bringt. Indessen löste sich Alles einfach in eine ziemlich starke Brise auf, mit welcher wir am Abend des nächsten Tages in, oder besser: vor den Hafen von Rio Janeiro gelangten.

Es war aber jenes Mal, als unser Hanswurst oder Clown, wie man heutzutage sagen würde, seine Jünglingsbrust dem Sturme bot und die geschwollene Backe bekam, von welcher ich oben bereits gesprochen, und da er mein Kojenkamerad war, so hörte ich ihn plötzlich während der Nacht, trotz des Lärmens auf Deck und dem Spectakel, den Wind und Wetter machten, dennoch deutlich schluchzen und weinen. Anfänglich traute ich meinen Ohren nicht. Der Mann war groß, stark,

zwanzig und etliche Jahre alt, und hatte sich stets an Bord so ernst, ja fast düster gezeigt, daß wir hinsichtlich seiner Eigenschaft als lustige Person die besten Hoffnungen hatten, da bekanntlich die trefflichsten Komiker auf der Bühne außerhalb derselben ernsthaft und selbst langweilig sind. Und dieser starke Bengel weinte jetzt wie ein kleines Kind! Warum? das war mir ein Räthsel; denn Furcht des Wetters halber war es nicht, ich hatte ihn in ähnlichen Lagen vollkommen ruhig gesehen. „Herr Karl," sagte ich endlich, „warum heulen Sie denn so entsetzlich? Fehlt Ihnen etwas?" Er weinte auf meine Frage hin, ganz so, wie es Kinder zu machen pflegen, einige Augenblicke lang noch heftiger, dann aber sagte er:

„Ich habe fürchterliches Zahnweh!"

„Pfui Teufel," erwiderte ich, schämen Sie sich nicht, wegen einer solchen Kleinigkeit so zu flennen?"

„O Gott, deshalb weine ich nich! Ich weine, weil... weil ich keine Späße machen kann drüben in dem verwünschten Rio Janeiro."

„Wie so? Was wollen Sie damit sagen?"

„Ach Gott, ich bin keine lustige Person, ich war in meinem Leben kein Hanswurst, und wäh=

rend der ganzen Ueberfahrt besinne ich mich unaufhörlich auf etwas Munteres, auf einen Witz, aber es fällt mir nichts ein."

Er weinte wieder. „Ach was!" sagte ich, „so hängen Sie den lustigen Rath an den Nagel und arbeiten Sie auf dem Pferde."

„Ich habe nie in meinem Leben auf einem Pferde gesessen," versetzte er kläglich.

Wie es Sitte bei uns war, stieß ich jetzt als Zeichen meiner Verwunderung einen derben Fluch aus, dann fragte ich, wie er auf den Gedanken gekommen, unter die Kunstreiter zu gehen, wenn er nie ein Pferd bestiegen habe.

„Ich bin meiner Mama davongelaufen."

„Warum?"

„Weil ich heirathen sollte, einen Husaren, einen Dragoner..."

„Ach schwatzen Sie nicht so einfältig," sagte ich, aber er erwiderte hierauf:

„Lieber Herr Andreas, wir wollen schmolliren, wir wollen uns dutzen."

„In Gottes Namen! Aber sage mir, lieber Karl..."

„Nenne mich Minchen, Andreas, nenne mich Minchen, wie meine Mama."

Ich schwieg einige Augenblicke. Tolle Ge-

danken flogen durch mein Gehirn. Ein verkapptes Weib? Aber das war ja nicht möglich! Er hatte eine tiefe, männliche Stimme und einen starken Bart. Es war überhaupt nicht möglich.

„Karl!" sagte ich dann barsch, „ich glaube, Du willst mich foppen. Ich hätte Lust, Dich ein wenig zu prügeln."

„Oh," erwiderte Minchen, „probir's nur, ich fürchte mich nicht, vor Mannsleuten überhaupt nicht, nur vor Weibsleuten habe ich Manschetten, aber ich will Dir meine Lebensgeschichte erzählen."

„Um Gottes willen, nein!" rief ich, „ich habe an der meinigen genug, und andere Leute vielleicht, leider, ebenfalls." Aber er erzählte sie mir doch.

In der frühesten Jugend verlor er seinen Vater, der, wie es schien, ein wilder Patron war, und seine Mutter, der es ebenfalls an Energie nicht fehlen mochte, nahm sich vor, aus ihrem Karl einen sanften Mann zu erziehen, ein mildes, zartes Wesen, ein Lamm, als Gegenstück ihres Seligen. Hatte er sich gut aufgeführt, so zog sie ihm Mädchenkleider an und nannte ihn Minchen, im entgegengesetzten Falle aber behandelte sie ihn hart, und eine alte Tante unterstützte getreulich dieses verrückte Gebahren.

So bekam er von frühester Jugend an einen heiligen Respect vor dem schönen Geschlechte, obgleich er mit Knaben wacker raufte, wenn sie ihn hänselten, was wohl ein Erbstück seines Vaters war. Eigentlich hielt ihn seine Mutter nicht kurz, er durfte öffentliche Vergnügungsorte besuchen, Theater und ähnliche Plätze, aber stets nur an ihrer Seite; und als sie endlich einige Emancipationsgelüste an ihm zu bemerken glaubte, beschloß sie, eine dritte Bundesgenossin zu Hülfe zu nehmen: eine Frau. Ein vierschrötiges Wesen, so groß wie Karl selbst, mit eben so schwarzen Haaren wie er, und sogar mit einem kleinen Schnurrbärtchen und großen Händen.

„Die hält ihn in Ordnung," sagte die vorsorgliche Mutter, „wenn ich einst dahingeschieden sein werde, und er wird niemals ein so roher und rücksichtsloser Bursche werden, wie alle übrigen Männer."

Dann nannte sie Karl Minchen, versprach ihm Naschwerk, und ließ ihn eines Tages allein mit jener riesigen Schönheit und dem Befehle, sich ihr zu erklären. Aber Karl widersetzte sich zum ersten Male mit vieler Energie. Er bat seine Mutter fußfällig, ihm nicht diese Frau aufzubringen, welche eher einem Dragoner als einem

Weibe ähnlich sehe. Seine Mutter gab ihm eine Ohrfeige und bestimmte, daß die Hochzeit in vier Wochen, statt in einem Vierteljahre, wie sie vorher beschlossen, gefeiert werden solle, und Karl entlief noch an demselben Tage, da er selbst die Süßigkeiten des Brautstandes verschmähte.

In jener Seestadt trieb ihn der Hunger zu Monsieur d'Apponcourt, und jetzt, wo wir in einigen Tagen die Hauptstadt Brasiliens erreichen sollten, fiel ihm schwer seine Unfähigkeit auf's Herz. Auch hatte er arges Heimweh. Ich lachte ihn aus, und tröstete ihn abwechselnd; als ich ihm aber rieth, daß er mit der ersten Gelegenheit zurück nach Europa gehen solle, weigerte er sich bestimmt. Die Tante und die Braut fürchtete er weniger, aber seine Mutter. — „Wenn Du die kennen würdest, die wird mit Jedem fertig, selbst mit Dir," sagte er. —

Wenn ich mich der Eindrücke erinnere, welche Rio Janeiro in mir hervorbrachte, so wundere ich mich noch heute über die Schwärmerei, in welche ich jenes Mal gerieth. Ich war auf kurze Zeit ein anderer Mensch geworden, ein Phantast, und die Zeit meines Vagabundenlebens lag hinter mir wie ein böser Traum, aus welchem ich so eben erwacht war. Leider war das Vagabun=

denleben die Wirklichkeit, und die Poesie ein Traum, aber der reizendste meines Lebens.

Fast alle Schiffe, welche in den Hafen von Rio einlaufen, thun dies am Morgen mit dem Seewinde, und so bringen viele derselben die Nacht unfern der Einfahrt zum Hafen zu. Aber welch' eine Nacht war dies! Wenn ich sage, daß alle Leute unserer Truppe, die verwildertsten, rohesten Gesellen von der Welt, bis zum Morgen stumm und schweigend auf Deck standen, und hinausstarrten auf die nahe Küste, auf die ferne Stadt, auf das funkelnde Meer, auf den glänzenden Himmel, ohne rohen Scherz, ohne Fluch, hier und da nur vielleicht mit einem leisen und halb unterdrückten Ausruf der Bewunderung, so mag das vielleicht bezeichnend genug sein. Alle haßten das Meer so wie ich, Alle betrachteten das Schiff als ein zuletzt fast unerträgliches Gefängniß; aber ich glaube, Jeder hätte jetzt die Fahrt noch einmal unternommen, dieser Nacht halber und der Aussicht wegen, morgen jenes Land betreten zu können, das, in mystisches Halbdunkel gehüllt, vor uns lag und uns eine Fülle süßer Düfte zusendete, und tausend noch süßere Hoffnungen.

Die Sonne sank bald, nachdem wir Anker

geworfen hatten, und wir hatten eben noch Zeit, mit flüchtigen Blicken den riesigen Felsen zu mustern, der, links der Einfahrt, steil ansteigt, und den man, seiner Form halber, den Zuckerhut genannt hat. Dann die fabelhaften und von uns nie gesehenen Pflanzenformen der Küste! Palmen! Was liegt nur hier für ein sonderbarer Reiz in diesen schlanken Kindern der Tropen! Unsere Leute, die vielgereisten und vom Schicksale schon in die entlegensten Winkel der Welt geschleuderten wüsten Menschen, stießen sich an, und mit dem Finger gleich Kindern zeigend, flüsterten sie leise: Sieh dort, Palmen! Palmen! Und wieder die mächtigen Blätter der Bananen, zwischen welchen Negerhütten sich versteckt haben, Mimosenbäume, die düsteren Kronen der Mangader Jaca, der ätherische Jambos, dann die reizenden Myrten, die Grumijama und Pitanga, welche bisweilen den Boden um sich her durch ihre abgefallenen Blüthen in ein duftendes Schneefeld verwandeln, Trompetenblumen, rankend an den mächtigen Stämmen riesiger Bäume, und dazwischen wieder Bromelien, glühend in den buntesten Farben.

Aber ich, der arme Luftspringer, kannte jenes Mal kaum eine jener Pflanzen, hatte ich auch

vielleicht früher im Gewächshause meines Vaters eine oder die andere gesehen. Aber das wunderbare, reizende Gemenge jener Blattformen entzückte mich an jenem Abende sicher deßhalb nicht minder, und als dann die Sonne gesunken und bald Alles fast in Nacht gehüllt war, schuf die Phantasie sich neue, wundervolle Formen in jenem ersten tropischen Waldstück, was ich gesehen, und welches jetzt beleuchtet wurde von dem funkelnden Sternenhimmel der südlichen Halbkugel. Es ist mir deutlich in der Erinnerung, daß ich jenes Mal meinen Stand verwünschte, der mich in die Gemeinheit gezogen, und ihn in stillen Augenblicken wieder pries, da er mich hingeführt zu allen diesen Wundern.

Jetzt begann das Leben der Tropen. Während geschäftige Lichter längs der Küste schwärmten und Boote an unserem Borde vorüberfuhren, in welchen man in einer fremden, uns unverständlichen Sprache scherzte und plauderte, während Tausende und Abertausende von Wohlgerüchen wollüstig und fast betäubend uns Botschaft von neu erschlossenen Blüthenkelchen des Landes brachten, Leuchtkäfer um unsere gerefften Segel spielten und der Tropenwald sein geheimnißvolles, nächtliches Rauschen begann und

jene mystische Sprache sprach, die wohl auch die deutschen Wälder sprechen zu dem, der sie versteht. Während alles das in unserer Nähe mich mit einem wollüstigen Schauer erfüllte, drang über den Spiegel des Hafens her das Leben der Stadt, die Klänge von Musikchören, der Glanz von tausend Lichtern, Gesang und jubelnde Stimmen von Menschen, die sich ihres Lebens freuten und der erfrischenden Nacht, die gekommen war, sie zu erquicken nach der Hitze des Tages und nach seinen Mühen.

Wundern Sie sich, daß der arme Seiltänzer, der jetzt ein alter, einsiedlerischer Jäger geworden, diese Erinnerungen behalten, ja daß er die Armuth seiner Sprache jetzt wider seinen Willen in ein dürftiges, poetisches Gewand hüllt?

O mein Gott! mein Gott! Warum soll in dem alten, morschen Herzen eines armen Teufels nicht eine kleine frische Stelle geblieben sein, in welcher die wenigen Klänge längst verschwundener heiliger Stunden widerklingen! —

Aber wissen Sie, an was ich dachte in jener Nacht? Ach, ich konnte mich nicht recht freuen auf das Leben da drüben in dem lustigen Rio Janeiro, welches uns so einladend seine Grüße sendete und uns alles das zu ersetzen versprach,

was uns so lange entgangen war, und mehr noch, ein reiches und uns neues, ein tropisches Leben mit allen seinen Genüssen. Ich war wohl lebhaft und selbst freudig angeregt durch jene wundervolle und reizende Natur, aber — ich dachte lebhafter als je an Emilien, an meine arme, gestohlene Schwester! Wenn ich an ihrer Seite alles dieses hätte sehen, genießen dürfen! —

Als wir am nächsten Morgen durch den Hafen fuhren, hatte sich das ehrfurchtsvolle Schweigen meiner Kameraden in lauten Jubel und eine geräuschvolle Heiterkeit verwandelt. Trotzdem, daß die Douane an unsern Bord kam, und eine Sanitätscommission höchst würdevoll Betrachtungen über unsern Gesundheitszustand anstellte, schwenkten unsere Bursche laut rufend ihre Mützen, so oft wir an einer der kleinen, mit Landhäusern oder Klöstern bedeckten Inseln vorüberfuhren, riefen den zahlreichen, mit Negern bemannten Booten eben nicht die anständigsten Scherze zu, und nachdem wir an der Granittreppe des Kai gelandet waren, konnte uns der würdige Director kaum so lange zu bleiben vermögen, bis er uns ein unweit der Kirche vom heiligen Kreuze gelegenes Haus bezeichnet hatte, in welchem er Wohnungen für uns genommen,

da eigentliche Gasthöfe zu jener Zeit in Rio kaum zu finden waren. Aber der Mäkler, der zugleich mit der Douane an Bord gekommen war, um uns jenes Haus anzupreisen, mußte jetzt mit Monsieur d'Apponcourt allein dasselbe aufsuchen, denn nachdem meine Collegen nur flüchtig die Bezeichnung ihrer Herberge sich aufgezeichnet, zerstoben sie, wie ein Haufen der Schule entlassener Knaben, lärmend nach allen Seiten hin, suchend und strebend nach Wein und nach den süßen erlaubten und den verbotenen Früchten des Landes.

Ich selbst schritt mechanisch auf den großen Springbrunnen zu, der dort am Landungsplatze aus vier Röhren reichliches Wasser sprudelte, und trank mit gierigen Zügen, nach acht Wochen zum ersten Male wieder, reines, frisches, lebendiges Wasser. Als ich endlich tief aufathmend mich abwandte vom Brunnen, stand Karl vor mir und sagte:

„Wir wollen zusammenhalten; Zwei bringen doch immer mehr zu Stande, als Einer."

„In Gottes Namen," erwiderte ich, „obgleich ich auf unsere gemeinschaftlichen Leistungen im Circus verzweifelt wenig Vertrauen habe."

Dann rannten wir durch die Stadt, und nach=

dem wir bald gefunden, daß diese für Leute, welche die größeren Städte Europas gesehen haben, wenig Neues bietet, gingen wir in's Freie, um dort zu finden, daß die Umgegend von Rio nicht blos die reizendsten Gegenden Europas übertrifft, sondern selbst unsere Phantasie überflügelte.

Todmüde kehrten wir endlich gegen Abend heim und fanden dort Monsieur d'Apponcourt in einem Zustande, welcher die Mitte zwischen Verzweiflung und Wuth hielt. „Alles wird gehen," hatte er häufig an Bord gesagt, „famose Künstler habe ich; da drüben brauche ich nichts als Pferde, Demoisellles und Musiker nebst einer hohen obrigkeitlichen Bewilligung." Aber er hatte vergessen, daß er blos deutsch und ein wenig französisch sprach, und da man in Mexiko nur portugiesisch verstand, so hatte er den ersten Tag mit den fruchtlosesten Bemühungen vergeudet. Zum Ueberflusse trafen an jenem Abende auch nur zwei unserer famosen Künstler in unserer gemeinschaftlichen Wohnung ein, die sie übrigens nur durch ein halbes Wunder gefunden haben konnten, da sie schwer betrunken waren. Die Uebrigen kamen erst am Abende des folgenden Tages in einem ähnlichen Zustande, wie jene Beiden heute. Unter endlosen Schwierigkeiten und nur mit Hülfe jenes

Mäklers, der uns zu der Wohnung verholfen, bekamen wir endlich etwas, das einem Circus ähnlich sah, zwei Demoiselles, ein Dutzend Pferde und ein halbes Dutzend Neger, welche Musik machen sollten.

Was die beiden Demoiselles betrifft, Wesen von unentschiedener Farbe und Abkunft, aber von entschiedener Häßlichkeit, so hatten Beide zuverlässig keinen andern als einen außerordentlich falschen Begriff von dem Zwecke, zu dem man sie gedungen hatte. Sie konnten reiten wie jede Frau in Brasilien, als man ihnen aber zumuthete, durch Reife zu springen und die anderen im Circus gebräuchlichen Kunststücke zu machen, erklärten sie entrüstet, daß sie keine Hunde wären.

Die Tonkünstler, gemiethete Sclaven, machten, aufgemuntert durch die lange Peitsche des Directors, einen ganz anständigen Lärm, der mit einigem guten Willen selbst für Musik genommen werden konnte.

Die Pferde endlich, noch williger fast als die Neger, wurden durch unsere Leute, welche jetzt plötzlich äußerst fleißig geworden waren, da Keiner von ihnen einen Pfennig mehr in der Tasche hatte, in kurzer Zeit so weit gebracht, daß man

zur Hauptprobe schritt, und in einigen Tagen schon die erste, große, öffentliche Vorstellung stattfinden sollte.

Karl war trostlos über diese Fortschritte. Zwar dachte man nicht daran, in den Proben die komische Person auftreten zu lassen, da man überflüssig mit der Dressur der Pferde beschäftigt war, und als in der Hauptprobe der Director ihn aufforderte, aufzutreten, erklärte er mit mehr Geistesgegenwart, als ich ihm zugetraut hätte, die wahre Laune käme erst recht über ihn Angesichts eines zahlreichen Publikums. Bei dieser Erklärung zog er wider seinen Willen eine so jammervolle Miene, daß Monsieur d'Apponcourt laut auflachte und ihn wohlgefällig einen „verdammt komischen Patron" nannte.

Ich selbst machte mit Todesverachtung Alles, was meine Collegen vollführten, nach, und obgleich ich häufig den Sand küßte, so ging doch Alles besser, als ich anfänglich dachte. Eines Tages spannte ich indessen ein Seil und gab zur Verwunderung Aller meine Künste zum Besten. Dann machte ich d'Apponcourt den Vorschlag, mich bei der ersten Vorstellung gar nicht zu Pferde arbeiten zu lassen, und versprach, die Zwischenpausen vollkommen mit meinem Seile

auszufüllen. Dabei hoffte ich zugleich, Karl aus der Klemme zu helfen. Der Director aber sagte mit Würde: „Bei einer Vorstellung der höheren Reitkunst tanzt man nicht auf dem Seile. Später vielleicht. Das erste Mal müssen wir hier im Lande das Beste geben, was wir haben."

Es fiel schlimm aus mit diesem Besten! Da alle Brasilianer gute Reiter sind, so erwarteten sie ungeheure Dinge von uns; aber obgleich wir einige nicht ungeschickte Leute besaßen, so hatte doch die Dressur unserer Pferde zu kurze Zeit gedauert, als daß selbst die Tüchtigsten ihrer Sache vollkommen sicher sein konnten. Bei der zweiten Pièce unserer ersten Vorstellung stürzte unser bester Mann dermaßen unglücklich vom Pferde, daß man ihn hinwegtragen mußte.

Jetzt war ich an der Reihe. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich jenes Mal lieber tausend Fuß hoch über der Erde auf einer dünnen Schnur befunden hätte, als auf jenem verwünschten kleinen portugiesischen Pferde. Aber es half nichts; ich mußte hinaus. Ich sprengte so rasend dreimal um den Circus, daß selbst die trefflichen Reiter, aus denen unser Publikum bestand, mir Beifall zuriefen. „Es ist ein Seil," sagte ich jetzt zu mir selbst, „weiter nichts," und damit

sprang ich auf den Rücken meines Pferdes und übertraf mich nun selbst in den gewagtesten und keckſten Stellungen. Im Circus herrschte Todten= stille, und ich glaube, Alles wäre gut gegangen, wenn das Pferd nicht zuletzt einige falsche Tritte gethan hätte.

Ich schwankte und fiel ebenfalls, wie mein Vorgänger, aber das Schlimmste war, daß ich, wie man es in ähnlichen Fällen zu machen pflegt, meinem Pferde nachrannte, um mich während seines vollen Laufes wieder auf dasselbe zu schwingen. Sicher wäre mir dies auch gelungen, wenn ich das Pferd erreicht hätte; aber die Bestie machte wie besessen einige Male die Runde im Circus und sprang hierauf, ganz gegen die Ge= wohnheit der dortigen Pferde, heftig ausschla= gend über die Barrière, und verschwand. Wü= thend und zugleich außer mir vor Scham, wußte ich nichts Besseres zu thun, als mich auf dem= selben Wege ebenfalls unsichtbar zu machen, während die Zuschauer in ein endloses Gelächter ausbrachen und tobten und schrieen.

Hinter dem Vorhange traf ich ebenfalls nicht die angenehmsten Verhältnisse. Zwei unserer Leute waren in Ermangelung weiblicher Hände beschäftigt, den vor mir Gestürzten in's Leben

zurückzurufen durch einige jener kleinen Haus- oder besser Circusmittel, welche das Geschäft mit sich bringt, wenn sie gleichwohl nichts weniger als wissenschaftlich genannt werden können. Die Uebrigen standen stumm und entmuthigt. Der Director aber gab sich einer höchst geräuschvollen Verzweiflung hin. Er fluchte, schalt und tobte, mehr indessen mit den dunklen Mächten des Geschickes hadernd, als mit uns, die wir, wenngleich gegen unsern Willen, die Schuld an dem Unglücke trugen.

Plötzlich indessen stürzte er auf Karl zu. „Rasch, rasch hinaus!" rief er, „rasch, besänftigen Sie das Publikum, beschwichtigen Sie die Herrschaften!" Karl befand sich bereits im Costüm seiner Rolle, welches nach dem damaligen Geschmacke verrückt genug war. Da seine an Bord erworbene geschwollene Wange, trotz der milden Luft Brasiliens, immer noch nicht vollkommen verschwunden war, so hatte ich dieselbe, kurz ehe ich selbst den Circus betrat, durch einige Pinselstriche noch mehr hervorgehoben, so daß der Bursche lächerlich genug aussah. Aber er stand starr und steif und machte nicht die geringsten Anstalten, dem Befehle des Directors Folge zu leisten.

„Fort, marsch hinaus!" rief jetzt dieser wüthend; aber Karl sagte eintönig:

„Ich kann nicht, ich bin nicht präparirt!"

„Also," rief der Director, der ihn ohne Zweifel falsch verstanden hatte, „also geschwind hinaus, und machen Sie Ihre besten Sachen!"

Aber Karl stand immer noch unbeweglich, nicht wie ein Lamm, welches man zur Schlachtbank führt, sondern wie ein Stier, der sich trotzig stemmt, und seine Blicke fingen an fast drohend zu werden.

„Sie sind ein Hund!" sagte der Director mit vor Zorn bebender Stimme.

Gott weiß, welcher Dämon in mich fuhr, da ich doch von seiner Unfähigkeit überzeugt war, aber ich fuhr jetzt ebenfalls heftig auf den Unglücklichen los: „Geh' augenblicklich hinaus, Einfaltspinsel," rief ich, „oder..." Ich konnte nicht vollenden, denn Karl, oder Carlos, wie ihn der Director nannte, hatte sich bereits, folgsam meinen Worten, gewendet, hob den Vorhang und ging langsam etwa zehn Schritte weit in den Circus. Dort blieb er stehen. „Stecke die Hände in Deine Taschen und sieh' Dich verwundert allenthalben um," rief ich ihm zu. Er that dies, und der augenblicklichen Todtenstille, welche ohne Zweifel seine erste Erscheinung hervorgerufen hatte, folgte

ein tobender Beifallssturm. Auch wir hinter dem Vorhange schöpften jetzt frischen Muth, und Monsieur d'Apponcourt vergaß in seinem Entzücken seine französische Abkunft, und bediente sich einer Ausdrucksweise seines engeren Vaterlandes: „Der Himmelsakri!" sagte er, indem er mich auf die Schulter schlug.

Leider aber waren diese künstlerischen Erfolge nur von kurzer Dauer. Carlos behielt die Hände in den Taschen, und sah sich unverwüstlich und unaufhörlich im Circus um. Anfänglich verstärkte sich das Gelächter, dann begann man dies langweilig zu finden, und endlich rief Jemand: „Auf die andere Seite, auf die andere Seite!" und augenblicklich wiederholten hundert Stimmen diesen Befehl. Ich vermuthe, daß man verlangte, er solle eine Fratze ziehen, das heißt den geschwollenen Backen nach der rechten Seite versetzen. Allein abgesehen davon, daß dies an und für sich eine Unmöglichkeit war, verstand auch der Aermste keine Silbe portugiesisch. Ein Franzose, ohne Zweifel um ihm zu Hülfe zu kommen, rief jetzt: „De l'autre côté!" Aber Carlos mißverstand den Wink, drehte sich und zeigte seine Kehrseite. Wieder einen Augenblick Stille. Dann erfolgten einzelne Pfiffe; hierauf flogen faule

Orangen und verschiedene andere uns unbekannte Obstsorten jenes reizenden Landes, und als endlich von allen Seiten der Ruf: „Hinaus, hinaus!" erscholl, verließ Karl, laut weinend und flüchtigen Fußes, den Schauplatz seines kurzen Ruhmes.

Einer unserer besten Reiter warf sich jetzt auf's Pferd und flog über die Barrière in den Circus. Aber man empfing ihn mit demselben Rufe, mit welchem man Karl vertrieben, und unter Pfeifen, Schelten und Verwünschungen, und beworfen mit verdorbenen Früchten, mußte auch er sich entfernen. Ein zweiter Versuch gelang nicht besser. Unsere Vorstellung war gewaltsam zu Ende gebracht worden.

Ich zweifle nicht, daß, wäre uns dieses Unglück in der Heimat begegnet, Einer dem Andern die Schuld beigemessen hätte und wir uns gründlich in die Haare gerathen wären. Eben so hätte wohl auch der Director die Ungeschickten entfernt, und die Besseren wären wahrscheinlich von selbst davongegangen. Aber draußen, weit weg vom Vaterlande, geschah nichts von alledem. Wir waren aufeinander angewiesen. Monsieur d'Apponcourt konnte keine neuen Künstler anwerben, und die Künstler selbst fanden weit und breit keinen andern Director. In Folge dessen

vertrug man sich, und die Laune des Directors selbst war keine allzu schlimme; denn trotzdem, daß wir durchgefallen waren, war dennoch bedeutendes Geld eingegangen, und am Morgen des folgenden Tages erhielt er von einem reichen Brasilianer ein Geschenk von achthundert Milreïs nebst einem Billet, in welchem höflich das Bedauern über unser gehabtes Unglück ausgesprochen, aber nicht minder artig der Rath gegeben wurde, keine zweite Vorstellung mehr zu geben.

Vielleicht schreibt noch Einer," sagte der Director, „noble Leute das! Aber hier arbeiten wir nicht wieder, und nach Hause gehen wir eben so wenig." Da Keiner mehr schrieb, und ein günstiger Zufall uns Gelegenheit bot, so schwammen wir nach ungefähr vierzehn Tagen, abermals in einen hölzernen Kasten eingepackt, auf den Wogen des Meers.

Valparaiso! Thal des Paradieses! Nie hat eine Stadt mit mehr Unrecht einen ähnlichen Namen erhalten und trägt ihn mit mehr Recht, als eben Valparaiso!

Erklären wir diesen Widerspruch. Als die Spanier zum ersten Male die von schroffen und kahlen Felsen beschützte Küste Chiles befuhren, däuchte ihnen das Land eine Steinwüste, wild,

unwirthlich gleich der Wüste von Atacama und keinen Pflanzenwuchs hegend. Da kamen sie an eine Bucht, oder besser an eine große Bai, an deren Ufer sich einige armselige Fischerhütten befanden, und hinter diesen Hütten waren in die mächtigen Felsenberge tiefe Schluchten geschnitten. Als sie aber in diese Schluchten eindrangen, fanden sie dort die üppigste Vegetation, blühende Blumen, um welche, lebendigen Juwelen gleich, Kolibris schwärmten, Fruchtbäume, Palmen und frisches, lebendiges Wasser. Da nannten sie die Schlucht das Thal des Paradieses.

Aber jene Hütten standen auf felsigem, steinigem Boden, die jetzige Stadt steht auf solchem, und ringsumher sind dürre, kahle, von der Sonne verbrannte Hügel. Das ist kein Thal, und eben so wenig ein Paradies. Wenn ihr aber jene Hügel besteigt, so habt ihr eine wundervolle Fernsicht über die See, die jetzt reizend erscheint durch die Folie des Landes; und steigt ihr nur um Weniges höher, und wendet eure Blicke, so liegt Chile vor euch, mit grünenden Wäldern und Triften, mit reizenden kleinen Gebirgszügen, und im Hintergrunde, schließend und schirmend die treffliche Landschaft, hebt die stolze Cordillera,

die endlose Kette von Bergesriesen, diese Königin der Schluchten, der Felsen und Vulkane, ihr schneegekröntes Haupt in die Wolken, spielend bei Tage mit dem blitzenden Sonnenlichte, in dunkler Nacht aber selbst blitzend mit ihren Feuerbergen. Wenn also Valparaiso auf dem Boden einer Wüste fußt, so reichen dennoch seine Arme in ein Paradies.

Unweit des Leuchtthurms von Valparaiso also hat man die Stadt im Rücken, zur Linken des Hafens ist, auf der Höhe eines jener kahlen Hügel, ein Plateau, eine dürre, von der Sonne ausgebrannte Fläche, dessen Abhänge jedoch bebuscht sind, und von dem aus man gleichzeitig die See, die pittoresken Felsen der Küste und ein Stück Waldland übersieht.

Dort auf jenem dürren und festen, fast felsenartigen Boden waren wir beschäftigt, eine Art Circus herzustellen, und wir selbst arbeiteten mit Säge, Axt, Hacke und Schaufel, während Monsieur d'Apponcourt auf einem Haufen Erde stehend seine Befehle ertheilte. Auch Karl war in unserer Mitte und griff wacker zu, obgleich sein Departement eigentlich ein ganz anderes war.

Als am andern Morgen nach jener unglücklichen Vorstellung in Rio Janeiro Karl sich un-

befangen beim Frühstück in unserer Wohnung zeigte, sagte der Director mit gerunzelter Stirne:

„Sie sind auch noch da?"

Karl begnügte sich, bejahend zu nicken. Dem Director stieg die Zornröthe in's Gesicht.

„Meinen Sie, daß ich Sie umsonst füttere? Machen Sie, daß Sie weiter kommen!"

„Wohin?"

„Zum Teufel, wenn Sie wollen, was kümmert mich das! Aber fort von uns!"

Karl schüttelte jetzt verneinend sein Haupt, wie er vorher bejahend genickt hatte, und sagte:

„Das geht nicht!"

„Und warum nicht?" erwiderte der Director mit verbissener Wuth.

„Weil ich nicht verhungern will."

„Meinen Sie, daß ich Dummköpfe füttere, die nichts können?"

„Oh," sagte Karl vollkommen beruhigt, „wenn es sonst nichts ist! Ich kann eine Menge Dinge."

„Sie? Sie können etwas? Nun zum Beispiel?"

„Ich stricke, ich sticke, ich flicke, ich nähe sowohl Weißwaaren, als auch Wolltuch..."

„Pfui Teufel!" unterbrach ihn der Director, „Sie sind ein Schneider!"

„Nähen Schneider weiß?" sagte Karl nicht ohne Empfindlichkeit, „stricken sie, stopfen sie Strümpfe, und zeichnen sie Wäsche aus?"

Monsieur d'Apponcourt spielte den Kaltblütigen.

„Sie kochen wohl auch, spülen und scheuern?" sagte er, indem er eine Rauchwolke gegen die Decke blies und ihn mit Interesse anzusehen schien.

„Nein," erwiderte Karl, „das kann ich nicht; meine Mutter ließ mich nie in die Küche, ich sollte kein Topfgucker werden wie mein Vater, sagte sie, sondern nur durch die Arbeiten mit der Nadel zu einem sanften Charakter herangebildet werden."

Da Monsieur d'Apponcourt jetzt wüthend auffuhr, so legte ich mich in's Mittel, indem ich ihm erzählte, was ich von der Erziehung des Unglücklichen wußte. D'Apponcourt hatte die Idee, etwas vom großen Manne an sich zu haben: raschen Ueberblick der Sachlage, eben so rasches Ergreifen der richtigen Maßregel, Energie, und keine Scheu vor dem Ungewöhnlichen. Er sah Karl, indem er seinen Knebelbart strich, mit blitzenden Augen an, dann ging er in's Nebenzimmer und brachte ein ziemlich durchlöchertes Kleidungsstück. „Stopfen Sie diese Weste," sagte er in einem Tone, wel-

cher nicht die mindeste Gemüthsbewegung verrieth. Karl fuhr mit der Hand in die Weste (mein Gott! es war keine Weste, nennen wir sie aber so) und ließ rasch alle Defecte die Musterung passiren, dann holte er ein kleines Kästchen mit den nöthigen Geräthschaften und begann die Arbeit rasch und mit gewandter Hand.

„Sie können bei uns bleiben," sagte d'Apponcourt, als er fertig war.

Als sich später Karl entfernt hatte, rief der Director: „Es war eine köstliche Idee, den Kerl zu engagiren. Wir sind Alle schon stark abgerissen, und keine Demoiselle weit und breit, die stopft oder flickt. Ohnehin können wir keine Weibsleute an Bord brauchen. Da gäb's Mord und Todtschlag. Der aber näht für Drei, und das Kochen lasse ich ihn auf meine Kosten lernen bei erster Gelegenheit."

Auf diese Weise kam Karl mit der Truppe nach Valparaiso. Er that uns gute Dienste sowohl in seinem Fache, als auch mit Axt und Schaufel, denn wir waren allein auf unsere Kräfte angewiesen.

Der Director hatte bekannt gemacht, daß er Arbeiter suche, um den Circus aufzurichten. Am ersten Tage erschienen fünfzig Männer, welche

erklärten, daß sie arbeiten wollten, und alle Fünfzig betrachteten mit unverhohlenem Vergügen Monsieur d'Apponcourt, der, im rothen und mit falschen Goldtressen gestickten Frack der Manège, seine Großmannsmiene angenommen hatte. Dann legten sich fünfundzwanzig dieser Arbeiter auf den Boden, rauchten Cigarren und lachten ihre Amigos aus, welche sich anschickten, zu schaufeln und zu karren. Des Nachmittags erschien die Zahl der Zuschauer voll, von den Arbeitern aber nur die Hälfte. Am nächsten Morgen hatte sich die Zahl der Zuschauer auf Hundert und etliche vermehrt, während etwa sechs bis acht Bursche sich unter uns mischten und sich den Anschein gaben, als nähmen sie an unserer Arbeit Theil. Der Director gab ihnen einige Realen, um sie aufzumuntern, worauf sie sich entfernten. Am dritten Tage kam Niemand, mit Ausnahme von einigen Hundert Zuschauern, welche höflich und bescheiden waren, aber einen so unüberwindlichen Abscheu vor aller Arbeit zeigten, daß, wenn eine Hacke, eine Schaufel oder ein anderes Arbeitsgeräth in ihre Nähe gebracht wurde, sie sich sogleich zurückzogen, als betrachteten sie diesen unschuldigen Gegenstand für eine Aufforderung, uns behülflich zu sein. Da nun eine baldige Vorstellung, die Kasse des

Directors, und unsere Existenz drei gleichbedeutende Dinge waren, so blieb uns nichts übrig, als wacker anzufassen mit eigenen Händen.

Als der Circus endlich fertig war, kaufte der Director Pferde, und wir fanden, daß diese höchst billig, gut und dauerhaft, willig und leicht zu dressiren waren. Ohne Zweifel aber in Folge dieser Umstände zeigte sich eine Eigenschaft an den dortigen Landesbewohnern, welche mancherlei Bedenken in uns hervorrief. Diese Leute waren die besten Reiter, welche uns jemals vorgekommen, und während ihre Pferde wie Ziegen längs irgend eines Abhanges hinankletterten, oder wie eine rollende Kugel eine steile Höhe abwärts rannten, saßen sie auf denselben mit einer Ruhe und Bequemlichkeit, welche uns gleichzeitig entzückte und erschreckte. In Chile reiten Männer und Frauen, dreijährige Kinder und Matronen von achtzig Jahren gleich gut und, wie soll ich sagen, gleich unbefangen, das heißt: sie sind so wenig stolz auf diese ihre Geschicklichkeit, wie ein Fisch auf die Fertigkeit seiner Flossen, oder ein Vogel auf die seiner Schwingen. Es giebt ein Spiel oder eine Belustigung in Chile, bei welcher sich zwei Reitende mit den Schultern gegen einander stemmen, und sich auf diese Weise vom

Pferde zu drücken suchen. Die Pferde, dessen gewohnt, helfen ihren Reitern, das heißt: sie legen sich ebenfalls, im Sinne des Willens ihres Herrn, auf die Seite, so daß die beiden Reiter, von vorn oder hinten gesehen, ein Dreieck bilden, dessen Spitze die Köpfe der Männer und dessen Basis die Füße der Pferde sind.

Während der Zeit, in welcher wir noch mit der Dressur unserer Pferde beschäftigt waren, ritt ich eines Tages mit d'Apponcourt außerhalb der Stadt einen steilen Bergpfad hinab, der auf der einen Seite von einer jäh ansteigenden Felswand, auf der andern von einer eben so abfallenden Schlucht begrenzt wurde, und gerade vor uns, heiter und fröhlich wie fast stets, eine Gesellschaft Männer und Frauen. Plötzlich beginnt einer der Männer, auf der Seite des Abgrundes reitend, jenen Wettkampf mit seinem Nachbar, und es hat den Anschein, als werde er ihn besiegen. Da springt seine Frau oder Geliebte von ihrem Pferde auf das des Bedrängten, um durch ihre Last sein Gewicht zu vermehren. Eine andere Frau geht auf den Scherz ein, und schleudert ihr Kind ebenfalls auf die Croupe jenes Pferdes, und das Kind, mit ausgespreizten Armen und Beinen durch die Luft fliegend, hängt

im andern Augenblicke so fest auf dem Pferde, wie etwa ein Käfer, den man auf einen Baumast fallen läßt und der sich sogleich daran anklammert. Der Angreifende befindet sich aber jetzt offenbar im Nachtheile, er wird gegen die Schlucht zu gedrängt, und während Erde und Steine vom Rande des Weges in die Tiefe stürzen, schwebt der gehobene Fuß seines Pferdes und dessen halber Körper bereits über dem Abgrunde. D'Apponcourt biß die Zähne zusammen. „Sie massakriren den Kerl!" sagte er. Aber dieser gab jetzt die Partie auf. Er drückte seinem Pferde die Sporen mit fast handgroßen Rädern in die Weichen, ließ es einen Sprung vorwärts machen, befand sich wieder auf der Mitte des Weges, und die Gruppe jagte jetzt jubelnd und scherzend den steilen Abhang hinab. D'Apponcourt stieß einen fehlerhaften französischen Fluch aus, dessen Bedeutung ich indessen dennoch sehr wohl verstand.

Am folgenden Tage waren wir Alle Zeugen eines beliebten und häufig ausgeführten Reiterkunststücks. Man hatte eben ein Rind geschlachtet, und dessen Haut mit Holzpflöcken dermaßen auf der Erde ausgespannt, daß die innere, schlüpferige Seite der Haut gegen außen stand. Etwa

zehn Chilenen sprengten, einer nach dem andern, in einem Abstande von vielleicht hundert Schritten, im Carrière auf jenes Ziel zu, ließen, angelangt, das Pferd auf die Haut springen, wendeten, und sprengten von der schlüpfrigen, spiegelglatten Haut ab wieder im Carrière zurück. Es mißglückte Keinem.

Wie bei unserem Geschäfte die Dressur der Pferde die Hauptsache, so leistet wohl auch jenen chilesischen Reitern die Güte der ihrigen die vorzüglichsten Dienste, aber immerhin hatten wir einen schwierigen Stand, indem wir Leuten unsere Kunst zeigen wollten, welche ohne Zweifel eben so gut, wenn nicht besser, ritten, als wir selbst, und dabei, wie wir uns überzeugten, keine anderen Hülfsmittel zur Abrichtung ihrer Thiere anwendeten, als den Lasso, mit welchem sie dieselben, unbekümmert um die Glieder der Pferde, zu Boden rissen, einen schweren, mit Metall beschlagenen, und als Peitsche dienenden Zügel, ein Gebiß, welches einen Elephanten gebändigt haben würde, und endlich Sporen mit Rädern von einer wahnsinnigen Größe.

Als wir aber unsere erste Vorstellung gaben, fand ein ungeheurer Zudrang statt. Zwar glaube ich, daß die Leute mehr Vergnügen an

unserem glänzenden Flitterstaate fanden, als an unseren Künsten, denn die Mehrzahl derselben, die das Pferd für nichts weiter als ein natürliches und unentbehrliches Mittel ansahen, um von der Stelle zu kommen, konnte wohl nicht begreifen, zu welchem Zwecke man sich auf dessen Rücken stellte, und allerlei fabelhafte Sprünge vollführte, so wie wir es thaten, aber — man flatschte uns Beifall zu und — bezahlte gut, welches immerhin für Leute unseres Standes das Beste war. Der anständige und noble Charakter jener Abkömmlinge Spaniens, und wohl auch der Spanier selbst (denn zu jener Zeit, vor der Revolution, lebten noch viele derselben unter den im Lande Geborenen) zeigte sich eben in diesen beiden Dingen: in Geld und Beifall.

Eine große Menge der ärmeren Leute drängte sich unbefangen an den Circus, ohne irgendwie im entferntesten Miene zu machen, etwas zu zahlen. Aber die Reichen zahlten den zehn- und zwanzigfachen Betrag des Eintritts, und wohl noch mehr, und d'Apponcourt erhielt noch außerdem von verschiedenen Seiten reichliche Geschenke.

Wenn aber, was wohl vorkam, einer der Unseren vom Pferde fiel, so lachte Niemand; schwang der Gefallene aber sich wieder auf das galop-

pirende Pferd, so wurde er mit Beifall überschüttet. Es mag indeß wohl auch sein, daß sie das Fallen für absichtlich nahmen, denn ich glaube nicht, daß ein Chilese es überhaupt für möglich hält, daß Jemand ohne seinen Willen vom Pferde stürzt.

Trotzdem, daß zu jener Zeit Valparaiso kaum mehr als sechs- bis siebentausend Einwohner zählte, war doch ein lebhaftes und lustiges Leben dort, und unsere Leute ließen nicht blos im Circus, sondern auch nach gethaner Arbeit, den Rappe wacker laufen, so daß, als wir endlich Valparaiso verließen, wohl keiner derselben große Reichthümer mit sich nahm.

Es bleibt mir noch übrig, ehe wir Valparaiso verlassen, von d'Apponcourt, von Karl und von mir selbst zu sprechen.

Bei d'Apponeourt war eine gewisse innere Narrheit frei geworden, nämlich die Idee, daß er berufen sei, eine Rolle zu spielen, etwas Großes zu werden, auf irgend eine, ihm selbst noch höchst unklare Weise zwar, aber dennoch fest verbunden mit dem Gedanken, daß er die Manège demnächst vertauschen werde mit einem andern, seinen Fähigkeiten angemessenen Berufe. Ich selbst war so ziemlich sein Liebling geworden.

Ich hatte auf dem Pferde bedeutende Fortschritte gemacht; meine eigentliche Kunst, denn er hatte in Chile Erlaubniß gegeben, sie zu zeigen, trug ihm Geld ein, und endlich war ich ihm dadurch höchst nützlich, daß ich ziemlich fertig spanisch sprach, da ich das Wenige, was ich mitbrachte, im Lande rasch ausbildete.

Karl endlich spielte die Rolle eines Don Juan. Er schneiderte des Tages über wie rasend, und ich bin überzeugt, daß ein halbes Dutzend Schneiderinnen kaum seine Leistungen übertroffen hätten, er besserte Schäden aus, strickte Strümpfe und säumte die Taschentücher, welche uns von schönen Händen zugeworfen wurden. Wenn aber die keusche Luna in den Wogen des Meeres badete, dann warf er sein Taschentuch den Schönen Chiles zu allabendlich und mit einem Eifer, der, wie man zu sagen pflegt, einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Er war, wie man sich im bürgerlichen Leben ausdrückt, ein liederlicher Schlingel geworden. Ich machte ihm lachend Vorwürfe und fragte ihn, wo er plötzlich die Courage her habe, da er dreier Frauen halber Europa verlassen. Aber er erwiderte mir, daß er keinen Augenblick zweifle, daß ich sowohl wie jeder Andere vor seiner Mutter zu Kreuze gekrochen wäre; doch that

er dies in so respectwidrigen Ausdrücken, daß ich dieselben nicht wiederholen will.

Auf dem Wege nach Santjago, wohin wir uns von Valparaiso begaben, war ich es eigentlich, der die ganze Truppe ernährte, oder wenigstens die Ursache war, daß die Reisekosten gedeckt wurden; denn in den kleinen Orten, welche d'Apponcourt berührte, um, wie er sagte, das Land kennen zu lernen, halfen uns unsere Reitkünste wenig, wogegen meine Vorstellungen auf dem Seile und die Taschenspielerstücke, die ich vom alten Mathias erlernt hatte, großen Beifall fanden. Aber ich weiß den Namen nicht einer einzigen Ortschaft mehr zu nennen, durch welche wir damals reisten, und auch meine landschaftlichen Erinnerungen aus jener Zeit sind, mit einigen wenigen Ausnahmen, fragmentarisch und wohl gemengt mit anderen Bildern, welche mir früher oder später vorgekommen.

Frisch steht indessen noch jenes der hohen Cordillera vor mir, welche man, reisend in Chile, fast immer vor Augen hat, und die uns wandernden Vagabunden häufig als Wegweiser diente, und in ihrer majestätischen Schönheit dicht vor uns trat, als wir uns Santjago näherten.

Auch das Bild einer Schlucht wird nie aus

meinem Gedächtnisse schwinden, welche wir, gleich in den ersten Tagen, nachdem wir Valparaiso verlassen hatten, durchzogen. Ohne Zweifel war es ein Theil des Gebirges, welches sich längs der Küste hinzieht, und welches, obgleich häufig bewaldet, doch auch bisweilen groteske, wilde und steile Partien bildet.

Der Weg, welchen wir verfolgten, war bisweilen Thal, bald aber auch wieder eine Schlucht, das heißt: er verengte sich dergestalt, daß kaum drei Reiter neben einander Platz fanden, und dann hingen dunkle Felsmassen drohend über unseren Häuptern, während unsere Pferde bis an die Kniee im steinigen Bett des Baches gehen mußten, der dort die Schlucht durchzog, und die ganze Sohle desselben ausfüllte.

Wir waren eben aus einer solchen Stelle, die besonders enge und düster war, herausgekommen, und befanden uns jetzt zwischen zwei, etwa fünfzig Schritte von einander abstehenden, steilen und abschüssigen Felswänden, gebildet von einem grau-rothen Gestein und ohne alle Spur irgend einer Vegetation. Das Einzige, was den melancholischen Eindruck, den diese Oede hervorbrachte, in etwas milderte, war jener Bach, der jetzt nicht mehr so brausend dahin stürmte, wie kurz vorher in seinem

engen Felsenbette, sondern sich ausgedehnt hatte und ruhiger seinen Weg verfolgte.

Plötzlich, und ich werde jenen Augenblick niemals vergessen, plötzlich verließ dieser Bach sein Bett und kam auf mich zu, der ich auf seinem rechten Ufer ritt, er benetzte die Füße meines Pferdes bis über die Fesseln; gleichzeitig schwankte mein Thier, als wolle es auf die Seite fallen, und während ich ihm mechanisch die nöthige Hülfe gab, sah ich, daß die Thiere meiner Kameraden dieselbe Bewegung machten. Im selben Augenblicke aber stürzten vor und hinter uns größere und kleinere Felsstücke von den Bergwänden, und mehrere derselben mit solcher Heftigkeit, daß sie das Bett des Baches durchschnitten und bis an die jenseitige Thalwand rollten. Und während alles dessen erscholl unter unseren Füßen ein dumpfes, murrendes und grollendes Geräusch, der unterirdische Donner, den man das Brüllen des Satans nennen kann, wenn man den Donner des Gewitters die Stimme Gottes nennt. All' das währte höchstens drei Secunden. Dann schwieg der Donner, kaum noch rollte ein kleiner Stein von der Höhe herab in das Thal, und das Wasser des Baches, das nicht von dem erhitzten Boden seiner Ufer verschluckt worden war, zog wie vor=

her dahin in seinem steinigen Bett. Es war der erste Erdstoß, welchen wir in Chile erlebten, in jenem Lande der Erdbeben. Einer unserer Kameraden hatte gerufen: „Der Berg fällt ein!" und wir scherzten und lachten einige Minuten später über diesen Ausruf des Schreckens, über den Bach, der sich aus seinem Bett hatte treiben lassen, und über das Poltern in den Tiefen der Erde, aber dennoch war Keiner von uns vorher jemals so erschrocken, als eben dort.

Wohl mag ich noch eines Anblickes erwähnen, der ebenfalls nicht aus meinem Gedächtnisse schwand, und vielleicht einer der schönsten war, die mir auf meinen abenteuerlichen Reisen geworden. Aecht zigeunerartig hatten wir die Nacht im Walde zugebracht, und das zwar auf der Cuesta de Prado, einem Gebirgszuge von mittlerer Höhe, der sich durch das Flachland zieht, und dessen steile Pfade sich abenteuerlich genug auf- und abwärts schlangen. Karl, den man jetzt nicht mehr Minchen nennen durfte, hatte trotzdem sich beim Scheine des Feuers emsig mit Nadel und Scheere beschäftigt, damit wir anständig, oder wenigstens nicht allzu abgerissen unsern Einzug in Santjago halten sollten, während der Director unablässig schwur, daß er in der Hauptstadt der

Provinz das Kochen lernen müsse, da er, nicht ganz mit Unrecht, das Kalb, welches wir zubereitet hatten, höchst ungenießbar fand. Dann hatten wir einige Stunden, in unsere Mäntel gehüllt, der Ruhe gepflogen, waren aber schon am frühen Morgen wieder im Sattel, um bei guter Tageszeit Santjago zu erreichen.

Aber wer beschreibt unsere Verwunderung, als wir, angelangt am jenseitigen Abhange des Berges, die Ebene von Santjago vor uns erblickten! Glänzend und funkelnd im Scheine der Morgensonne sahen wir plötzlich vor unseren Augen den schönsten Theil des Landes sich ausdehnen, welches wir bisher durchzogen hatten. Unabsehbar reihten sich wogende Fruchtfelder, den goldenen Weizen tragend, den Segen Chiles, der das fünfzig- bis achtzigfache Korn dem Sämann wiedergiebt, und in einem Boden wurzelt, der nie gedüngt worden. Und aus diesem Meer goldener Wogen tauchten glänzende weiße Haciendas auf, beschattet von mächtigen Bäumen, kleine Ortschaften, ein Wäldchen. Dann wechselte das Kornfeld mit mächtigen grünen Flächen, bestanden mit Klee oder anderen Futterkräutern, und als wir später hinabgekommen waren, sahen wir den Mais, der stolz seine schweren, glänzenden Kolben

trug, die Bohne, die Lieblingsspeise der Chilenen, sich rankend an Baum und Pfahl, und die Wassermelone, die bescheiden auf der Erde lag mit ihren mächtigen Blättern und drei Fuß langen Früchten. Riesige Feigenbäume beschatteten dort das Dach des Landhauses, das mit Reben umrankt war, und in dessen Nähe Orangenbäume standen und anderer Obstreichthum.

Oben aber, von der Höhe des Berges aus, sahen wir diesen ganzen Segen der Fruchtbarkeit und Schönheit, durchwebt mit einem Netze aus silbernen Fäden, oder durchzogen von fruchtbringenden Gräben, oder umschlungen von tausend lebenden Armen, mit denen der mächtige Bergstrom, der von der Cordillera sich herabstürzt in die Ebene, die Erde umarmt, das Fruchtfeld, die Trift und den Garten. Künstlich abgeleitet und gespalten in unzählige Theile, muß der brausende Sohn des Gebirges das Land erfrischen, ernähren und erhalten, welches regenlos ist fast den größten Theil des Jahres.

Dann lag Santjago vor uns mit seinen blendend weißen Häusern, zwischen welchen hier und da eine Palme ihre grüne Krone emporhob, mit seinen Kirchen, deren Thürme stolz in die Luft ragen, da sie wissen, daß die Frömmigkeit sie

bessert, wenn das Erdbeben sie erschüttert hat, und mit seinen Gärten, die ein großes Treibhaus sind, dessen Dach der klarste und reinste Himmel der Welt ist. Hinter allem dem, die hohe Cordillera, einrahmend, abschließend das Bild landschaftlicher Schönheit, welches vor uns lag, ja es beherrschend; denn war einmal das Auge auf die riesige Bergeskette gefallen, so konnte man kaum den Blick wieder wenden von ihr, die man vorher gesehen hatte, fast täglich von den fernsten Punkten des Landes, und die jetzt mehr als je sich vor uns emporhob. Ein langgezogener, rosenfarbiger Wolkenschleier, das tägliche Morgengewand der Bergeskönigin, lag auf ihren schneegekrönten Häuptern, wallend und wogend, sich hebend und senkend, wie bewegt von leisem Lufthauche. Wie groß, wie mächtig kam sie uns vor, wie erhaben, wie himmelanstrebend!

Aber da! Was war das? Jenes Wallen und Wogen der Wolken wird heftiger, stärker! Es wird ein Aufkochen. Und ein Theil desselben hebt sich empor in die Luft und verschwindet dort, ein anderer sinkt tiefer an den Fuß des Gebirges und hat dasselbe Schicksal, während ein dritter Theil in die Schluchten der Klüfte der Felsen zu flüchten scheint, und sich rasch dort ver-

birgt. Jene Wolken **schwebten** nicht über den Gipfeln der Berge, sie lagen auf und zwischen denselben, sie verdeckten die halbe Höhe derselben, und jetzt, da sie plötzlich verschwanden, wie das alltäglich geschah, lagen jene Bergesriesen vor uns, noch einmal so hoch als vorher, noch einmal so groß, noch einmal so himmelanstrebend, und das Alles war geschehen in Zeit von kaum dreißig Secunden.

Schweigend, ohne Befehl, ohne ein gegebenes Zeichen, hielten wir Alle dort still, ernst und lautlos hinabblickend lange Zeit in die Ebene, hinüber zu den Bergen, und keiner der Gesellen, die wahrlich nichts weniger als allzu empfindsam, wagte ein Wort zu sprechen. Auch d'Apponcourt hielt stumm in unserer Mitte. Aber das tolle Gebahren, welches seit einiger Zeit nicht selten an ihm zu bemerken, kam endlich dennoch wieder über ihn. Mit blitzenden Augen blickte er plötzlich um sich und verschränkte die Arme, indem er die Zügel auf den Hals seines Pferdes fallen ließ. Dann zog er ein kleines, wenig brauchbares Taschenfernrohr hervor, schien aufmerksam verschiedene Punkte des Landes zu untersuchen, wobei er bisweilen nachdenklich sein Haupt wiegte. „Ich werde für Euch Alle sorgen,“ sagte er end=

lich mit ruhiger Würde, indem er langsam voran und bergabwärts ritt. Die Collegen verbeugten sich mit dankbaren Mienen. Sie dachten sämmtlich an eine Erhöhung der monatlichen Gage. In mir aber stiegen bedenkliche Zweifel auf, und ich war halb und halb überzeugt, daß er auf dem besten Wege sei, ein wenig verrückt zu werden.

Santjago de Chile selbst bringt einen ächt südlichen Eindruck hervor. Die Straßen der Stadt sind breit und schneiden sich fast alle im rechten Winkel, und während längs der Häuser meist Trottoirs angelegt sind, befinden sich in Mitte der Straßen gedeckte Kanäle, oder Rinnen zur Beförderung der Reinlichkeit. Die Vierecke, welche durch diesen parallelen und sich kreuzenden Verlauf der Straßen entstehen, werden Quadras genannt, und die meist blos aus einem Erdgeschoß bestehenden Häuser, welche diese Quadras bilden, haben eine ziemlich einförmige und gegen außen fast klösterlich abgeschlossene Bauart mit kleinen, häufig vergitterten Fenstern und einfach weißem Anstrich. Freundliche Gärten und luftige Hofräume, sowie eine ziemlich comfortable Einrichtung im Innern entschädigen für die allzu große Einfachheit des Aeußeren. Doch fehlen auch größere Gebäude nicht, und namentlich wer-

den unter den zu öffentlichen Zwecken dienenden Häusern zwei- und dreistöckige gefunden, welche sich trotz der häufigen Erdstöße, denen die Stadt ausgesetzt ist, dennoch so ziemlich zu halten scheinen.

Was die Geschäfte betrifft, welche wir in Santjago machten, so waren dieselben keine schlimmen, denn da die Stadt an siebenzigtausend Einwohner hatte, so wurden unsere Vorstellungen ziemlich zahlreich besucht. Ich selbst arbeitete auf dem Seile und hatte die Rolle des Lustigmachers übernommen, und da alle Hanswurste eitel sind, so bildete ich mir bald ein, ein ausgezeichnetes Talent zur Kunst zu besitzen, und dieser Hochmuth wurde nicht dadurch gemindert, daß mir von schönen Händen mehrfache und verschiedenartige Aufmunterungen zu Theil wurden. Ich glaube aber, daß, während man im Circus mich liebenswürdig fand und über mich lachte, man bei den Rendezvous, bei welchen ich mich einstellte, mich für einen Einfaltspinsel hielt und sich über mich ärgerte. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, mußte die heiße Sonne jener Breiten mich schwärmerisch und sentimental gemacht haben, und das zwar auf eine Weise, welche ziemlich an den verkehrten Gedankengang meiner Jugendstudien erinnert.

Wenn mir ein weibliches Geschöpf wohlgefiel und ich Zuneigung zu demselben gefaßt hatte, so unterhielt ich die Unglückliche von nichts Anderem, als von meiner verloren gegangenen Schwester. Emilie, ich nannte sie Emilie, und während ich, mit häufigen Wiederholungen, jenen bräunlichen Schönen alle unsere Jugendspiele erzählte, glaubte ich nicht selten in der That jene kleine Gefährtin meiner Kinderjahre vor mir zu haben, bis mich das ärgerliche: „Porque siempre Emilia?“ („Warum immer Emilie?“) meiner Dame wieder zu mir selbst brachte.

Karl war klüger als ich und ohne Zweifel auch unternehmender, und eines Abends brachten ihn einige Männer mit einem einzigen, aber höchst zweckmäßig angebrachten Dolchstiche nach Hause. Er sei, sagten die Unbekannten, ohne Zweifel eines Weibes halber in einen Raufhandel verwickelt worden, und sie hätten Christenpflicht geübt und ihn nach Hause gebracht, da sie ihn schwer verwundet auf der Straße gefunden. Hierauf entfernten sie sich, und nach etwa zehn Minuten entfernte sich auch Karl, indem er in jenes unbekannte Land ging, von welchem noch Niemand wiederkehrte. Er starb in meinen Armen, und seine letzten Worte waren: „Sage

meiner Mutter nichts!“ Kehrte in jenen Augenblicken die Furcht vor jener bösen und gleichzeitig einfältigen Frau zurück, die ihn in die Fremde getrieben hatte, oder hieß ihn sein gutes Herz diese Worte sprechen, weil er seiner Mutter keinen Kummer bereiten wollte? Ich weiß es nicht, und kam auch nicht in Versuchung, seiner Bitte entgegenzuhandeln, denn ich hatte nie den Geschlechtsnamen des armen Burschen erfahren, und bei meiner Rückkunft nach Europa die liebe Frau, nach des Verewigten Beschreibung, unter ihren Colleginnen herauszufinden, wäre eine undankbare Arbeit gewesen.

Monsieur d'Apponcourt war mit uns, nachdem wir Santjago verlassen, fast drei Wochen lang im Lande herumgezogen, und wir hatten während dieser Zeit das abenteuerlichste Leben von der Welt geführt. Kaum hatten wir ein oder das andere Mal unter Dach und Fach geschlafen. Besuchten wir eine Ortschaft, so geschah es nur, um deren Bewohnern einige Possen vorzumachen und dafür wieder einige Realen und Nahrungsmittel einzutauschen, und dann weiter zu ziehen.

„Nach Peru!“ hatte der Director gesagt, und wir ritten ihm nach durch Dick und Dünn, durch

Oeden und fruchtbare Felder, durch Schluchten und Wälder; aber ob wir gleich durch Flüsse schwammen und über Gebirge kletterten, Peru wollte immer nicht erscheinen. Es lag eigentlich der Grund hiervon in dem Umstande, daß wir direct nach dem Süden zogen, während Peru eben so direct im Norden lag, obgleich wir auch beim Einhalten dieser Richtung, aus tausend und einem Grund, Peru wohl schwerlich erreicht haben würden. Bezüglich geographischer Kenntnisse waren wir die unschuldigsten Menschen von der Welt, und da d'Apponcourt, wie wir täglich zu sehen Gelegenheit hatten, ein Namensverzeichniß der Orte, durch welche uns der Weg führen mußte, und eine Art rohen Entwurfs einer Karte in Santjago erworben hatte, folgten wir ihm mit ungestörtem Vertrauen.

Eines Tages, nachdem wir bereits einen ganzen Tag lang keine Hütte gesehen, und keinem menschlichen Wesen begegnet waren, trat d'Apponcourt mit freundlicher Miene zu uns und befahl, daß wir uns mit den rothen Reitfräcken der Manège bekleiden sollten, und wir thaten nach seinem Willen, obgleich uns dieser Luxus, mitten in einer Wildniß, vollkommen zwecklos erschien. Nachdem wir hierauf zu Pferde gestiegen

waren, stellte er uns in eine Reihe, sprengte dann einige Male auf und nieder, und hielt endlich eine Rede an uns, in welcher er sagte, daß er uns nach Araucanien geführt habe, einem Lande, welches unermeßliche Reichthümer enthalte, und welches von Wilden bewohnt werde, denen er zuerst die Cultur bringen, und welche er später beherrschen werde. Er hatte den Hut abgenommen, indem er auf solche Weise mit uns sprach, und nannte uns „Messieurs", auch fügte er bei, daß nach Ausbreitung der Cultur, und beim Beginn seiner Regentschaft, alle Ehrenstellen unter uns vertheilt werden sollten.

Hielten die Anderen d'Apponcourt für verrückt, wie ich? Ich weiß es nicht, aber Niemand widersprach ihm anfänglich, und als später einer der Unserigen ihn fragte, ob denn diese Wilden sich so gutwillig von uns würden cultiviren lassen, erwiderte er, daß jedes Menschen Herz nach Bildung dürste, und daß bei so harmlosen Menschen, als die Araucaner wären, nichts leichter sein würde, als diesen Durst zu stillen.

Ohne Zweifel hatte sich Jemand in Santjago den boshaften Scherz erlaubt, ihm diese Dinge in den Kopf zu setzen, wir aber folgten ihm, wie

wir ihm bisher gefolgt waren, ein Haufen kleiner Narren dem größeren.

Wir ritten den ersten Tag durch einen Wald, dessen Bäume eine Größe und Stärke hatten, wie uns nie vorher etwas Aehnliches vorgekommen war. Aber wir begegneten keinem einzigen lebenden Wesen. Da unsere Lebensmittel anfingen knapp zu werden, hofften wir sehnlich am andern Morgen Spuren unserer zukünftigen Unterthanen zu finden, und gegen Mittag endlich hielt d'Apponcourt, der uns stets dreißig bis vierzig Schritte voranritt, plötzlich sein Pferd an, und rief uns herbeizukommen. Nachdem wir ihm Folge geleistet hatten, sahen wir mitten im Walde eine ziemlich große, mit üppigem Grase bewachsene Freiung vor uns liegen, und zu unserer Linken und Rechten eine Heerde von etwa fünfzehn bis achtzehn Pferden weiden. D'Apponcourt stieß einen Schrei des Entzückens aus.

„Messieurs," rief er, „habe ich Ihnen zuviel gesagt? Sehen Sie diese fette Weide, sehen Sie diese herrenlosen Thiere sich ihr Futter auf derselben suchen, unbefangen, ohne Furcht vor uns Fremdlingen, denn nicht eines derselben hebt den Kopf, um uns zu betrachten, ja sie kommen näher und schließen gewissermaßen einen Kreis um uns!

Und so wie diese Thiere," fuhr er fort, „sind auch ihre Besitzer, diese Araucaner, gut, edel, und unter der braunen Brust schlägt ein biederes..."

In diesem Augenblicke hielten wie mechanisch unsere Pferde an, aber wir hatten nicht Zeit, etwas Anderes zu thun, ja kaum zu erschrecken, denn auf jedem dieser harmlosen Thiere saß jetzt plötzlich ein Indianer mit wildem, fliegendem Haare und mit einer Lanze, welche fast zwanzig Fuß Länge, und die Beweglichkeit einer langen dünnen Gerte hatte. Diese Leute mit ihren biederen Herzen stießen einen einzigen kurzen Schrei aus, und dann waren sie bereits mitten unter uns, angelegentlich und mit außerordentlicher Kunstfertigkeit beschäftigt, uns von den Pferden zu stechen. Ich sah, daß d'Apponcourt durch den Hals gestochen und ohne Zweifel sogleich todt rücklings vom Pferde fiel, und sah ferner, daß zwei andere unserer Leute gleichzeitig genau dasselbe Schicksal hatten. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß einige der Unseren ihre Pferde rasch gewendet und wie wahnsinnig davonjagten, aber alsbald sah ich eine zitternde Spitze vor meinen Augen sich bewegen und fühlte mich im andern Augenblicke weit ab hin auf den Boden geschleudert. Vom ersten, urplötzlichen Erscheinen

dieser Teufel auf ihren Pferden bis dahin, waren höchstens vier Secunden vergangen, aber was jetzt geschah, konnte ich nicht mehr bemerken, denn ich lag ohnmächtig auf der Erde. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich auf einem mit Fellen bedeckten Lager, und das Erste, was mir in die Augen fiel, war mein rother Frack, welcher an der mit dunklem Holze vertäfelten Wand einer geräumigen und reinlich gehaltenen Hütte hing, in deren Innerm ich mich befand. Waffen und andere Gegenstände, welche um und über demselben aufgehängt waren, und gewissermaßen eine Art Trophäe bildeten, zeigten deutlich, daß Jemand denselben bereits in Besitz genommen. Meine übrigen Kleider hatte man mir indeß gelassen, meine Baarschaft aber und meine Uhr waren verschwunden. Die Hauptsache war übrigens, daß ich mich zwar verwundet, aber, einen Schmerz im Rücken abgerechnet, vollkommen wohl fühlte. Da ich auch nicht gefesselt war, richtete ich mich auf und begann mit ziemlicher Gemüthsruhe um mich zu blicken. Etwa in der Mitte der Hütte saß ein Mann, offenbar einer der Bursche, welche uns überfallen hatten, und war beschäftigt, eine Mahlzeit zu sich zu nehmen, wobei er von zwei Frauen bedient wurde, wel=

chen er bisweilen rauhe und herrische Befehle zurief. Als er sah, daß ich zu mir gekommen und mich aufrichtete, blickte er mich eine kurze Zeit hindurch ruhig und forschend an, dann sagte er, offenbar durch meine ziemlich hellen Haare irregeleitet, in spanischer Sprache:

„Engländer?"

„Nein," erwiderte ich eben so kurz und in derselben Sprache.

„Franzose?"

„Nein!"

„Spanier?"

„Nein!'

„Europäer?"

„Ja," sagte ich, erfreut, doch einmal bejahen zu können.

„Bist Du hungrig, Europäer?"

„Ja, so ziemlich."

„Setze Dich und iß."

Ich befolgte diesen Befehl und bemerkte jetzt, daß mein Gastfreund oder wahrscheinlich mein Herr gegen seine weibliche Bedienung sich noch lakonischer aussprach, indem ein kurzer knurrender Ton, welchen er ausstieß, hinreichte, daß beide Weiber augenblicklich begannen, mich eben so wie ihn auf das eifrigste zu bedienen.

Die Speisen, verschiedene Fleischarten, unter anderen Pferdefleisch, wie ich später erfuhr, und Mehlkuchen, waren trefflich bereitet, und da mir die beiden Heben wacker von einem wohlschmeckenden gegohrenen Getränke (Chicha, Aepfelwein) einschenkten, begann ich eben in eine ganz gemüthliche Stimmung zu gerathen, als plötzlich ein scheußlicher Gedanke in mir auftauchte. Es fiel mir aus der Zeit meines Unterrichts in der Länder- und Völkerkunde ein, daß an einer gewissen Westküste Wilde ihre Kriegsgefangenen, Sclaven und andere Individuen, welche sie später zu essen beabsichtigen, vorher mästen und das Gedeihen der Mästung durch humane und anständige Behandlung zu unterstützen pflegen. An einer Westküste! Den Teufel auch! aber an welcher? Ich hatte nicht allein früher stets Afrika und Asien verwechselt, sondern auch Amerika mit in's Spiel gezogen, und das rächte sich jetzt bitter. Wenn diese Westküste, mit dem Mästcultus, die von Amerika wäre! Ich hörte augenblicklich zu essen auf und warf einen prüfenden Blick auf den zweifelhaften Cannibalen. Auch er betrachtete mich forschend.

„Du ißt nicht mehr?" sagte er.

„Nein,“ erwiderte ich dreist, „ich fürchte zu dick zu werden!“

„Wohl gesprochen, Europäer, dicke Leute taugen nicht viel,“ gab er zur Antwort, und während ich ihm im Herzen für diese Ansicht dankbar war, begann er jetzt eine Reihe von Fragen an mich zu stellen, die er mit einer der einfältigsten begann:

„Was kannst Du?“

Ich besann mich ein wenig. Was konnte ich eigentlich? Es kam mir in jenem Augenblicke vor, als könne ich gar nichts, indessen sagte ich:

„Ich kann fechten, reiten, schwimmen, schießen.“

Der Mann nickte leicht mit dem Kopfe und versetzte:

„Das ist nichts, das können unsere jungen Leute auch. Was kannst Du weiter?“

„Ich kann lesen und schreiben.“

Er runzelte die Stirn.

„Das behalte für Dich. Wenn wir Häuptlinge das ein wenig können, ist es genug.“

„Du bist also ein großer Häuptling?“ sagte ich so verbindlich wie möglich, und um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Aber er versetzte kurz:

„Ja, ich bin ein Häuptling, nenne mich

Taquirra," und, hierauf fuhr er fort, eine Unzahl von Fragen an mich zu stellen, und ich glaube nicht, daß ein einziges Handwerk oder irgend eine nützliche Kunst besteht, von welcher er nicht wissen wollte, ob ich sie triebe. Leider mußte ich nun zu meiner Beschämung stets verneinen, und dabei fiel mir ein, daß uns d'Apponcourt hierher geführt hatte, um die Cultur zu verbreiten.

„Sei nicht besorgt," sagte Taquirra, der meine Verlegenheit zu bemerken schien, „es wird schon etwas geben, was Du kannst, und was wir nicht können, denn wisse, obgleich wir mit Euch Spaniern, Engländern, Franzosen und Europäern nichts zu thun haben wollen, da ihr nichts Anderes im Sinne habt, als uns unser Land zu nehmen, so ist uns doch sehr wohl bekannt, daß ihr eine Menge nützlicher Dinge versteht, welche wir nicht können. Wenn also Einer oder der Andere von Euch uns mit einem Besuche beehrt, so suchen wir hieraus Nutzen zu ziehen und von ihm zu lernen."

Ich dachte, daß die Art, wie diese lernbegierigen Indianer ihre Besuche empfangen, eigenthümlicher Natur seien, aber ich hütete mich, es zu sagen, und jetzt sagte Taquirra plötzlich:

„Kannst Du verheirathen?"

Da ich glaubte, falsch verstanden zu haben, ließ ich mir die Frage wiederholen, aber sie blieb dieselbe. Der Sinn dieses eigenthümlichen Begehrens war mir freilich unklar, um indessen doch irgend etwas sagen zu können, sagte ich bescheiden: „Ich denke wohl, daß ich das zu Stande bringe."

„Das ist gut," versetzte Taquirra, „Du wirst mich morgen mit verschiedenen meiner Frauen verheirathen."

Ich war einfältig genug, rasch auszurufen: „Das kann ich nicht, ich bin kein Priester!"

Taquirra runzelte die Stirn. „Ich habe es mir gleich gedacht," sagte er, „denn noch Keiner der Leute, welche zu uns kamen und verheirathen konnten, trug ein rothes Kriegskleid."

„Aber wie kommt es, daß Du Dich mit den Frauen verheirathen willst, die Du schon hast?"

Taquirra sann ein wenig nach, dann sagte er: „Die Sache verhält sich so: wir Araucaner haben keine Götter, wie andere Völker dergleichen zu besitzen pflegen; zwar giebt es einen guten Geist, welcher Pillan genannt wird, und einen bösen, der Cuecuban heißt, wir machen indessen nicht viel Umstände mit beiden. Aber Ihr Frem=

den habt große und mächtige Götter. Das haben uns schwarz angezogene Männer erzählt, welche uns besuchten, und die uns dringend riethen, diese Eure Gottheiten auch in unser Land kommen zu lassen. Aber was thun arme Indianer, wie wir, mit so großen und mächtigen Göttern? Und dann wollten wir Häuptlinge auch nicht eben etwas Neues einführen, was wir selbst noch nicht genau kannten. Wir lehnten also dieses Anerbieten höflich ab, aber die schwarzen Männer verdrehten unseren Weibern die Köpfe, so daß wir oft Gewalt anwenden mußten, um die armen Dinger wieder zu Verstand zu bringen. Wir versehen uns nämlich mit Weibern, indem wir sie kaufen, und bisweilen mit schweren Kosten, für baares Geld, oder für Pferde, Vieh und Speisevorräthe, und dies nennt man eine Brenda. Wer das Vermögen besitzt, und eine Ausgabe nicht zu scheuen braucht, kann so viel Weiber anschaffen, als ihm beliebt. Nun aber erzählen jene Fremdlinge unseren Weibern, daß nur die die rechte Frau wäre, welche verheirathet sei, wie sie es nannten, und alle unsere Weiber wollten jetzt plötzlich eigentliche Frauen werden. Wenn sich die Weibsleute etwas in den Kopf gesetzt haben, bringt es selbst Cuecuban schwer wieder heraus,

und da dieses Heirathen wenig Ausgaben verursachte, so gaben wir nach und heiratheten nach und nach alle unsere Weiber, so oft Einer dieser schwarzen Fremden uns besuchte. Aber wir bekamen jetzt Streit mit diesen letzen, welche, warum wissen wir nicht, haben wollten, daß wir nur eine Frau besitzen sollten. Darauf gingen wir natürlich nicht ein, und vielleicht deshalb ist schon längere Zeit Niemand gekommen, der uns verheirathet hätte. Wenn Du dies gekonnt hättest, wäre mir's lieb gewesen, denn ich habe seit einiger Zeit ein paar neue Frauen gekauft, welche durchaus so gut sein wollen wie die anderen."

Wie es oft im Leben geht, daß man auf das, was man am besten kann, den wenigsten Werth legt, so war es auch mir gegangen, und während ich mich abquälte, mich zu besinnen, was ich eigentlich könne, hatte ich an das nicht gedacht, was ich am besten verstand. Jetzt fiel mir's ein. „Ich kann auf dem Seile tanzen," rief ich, nachdem Taquirra geendigt hatte.

„Tanzen auf dem Seile?" erwiderte er, obgleich ich überzeugt war, daß er keine Ahnung von dem hatte, was ich vornehmen wollte.

Ich verließ nun in seiner Begleitung das Haus, und sah erst jetzt, daß ich mich in einer

ziemlich großen, nach Art der chilenischen Dörfer gebauten Ortschaft befand. Das Haus Taquirra's, größer als alle übrigen, stand in einem mit Palissaden umgebenen Hofraume, und nachdem ich ihm gesagt, was ich bedürfe, rief er verschiedene junge Männer, und mit ihrer Hülfe stand bald, und ziemlich regelrecht, ein aus Lianen gedrehtes starkes Seil zu meiner Verfügung. Ich begann jetzt meine Künste zu zeigen, und es läßt sich denken, daß ich mein Möglichstes that. Taquirra sah mir schweigend zu, und eben so blickte die ganze Bevölkerung des Dorfes, welche sich mittlerweile eingefunden hatte, stumm und ohne eine Miene zu verziehen auf mich. Ich bin überzeugt, daß der größte Theil dieser Leute, als ich das Seil betrat, der Ueberzeugung war, daß ihr Häuptling eine neue Todesart für mich erfunden habe; als sie aber sahen, daß dies nicht der Fall war, warteten sie schweigend ab, was aus der ganzen Sache werden würde. Da Keiner derselben irgend ein Lebenszeichen von sich gab, und auch Taquirra mir nicht befahl zu endigen, so arbeitete ich so lange fort, bis mich zuletzt die Müdigkeit zwang aufzuhören. Nachdem ich Taquirra keuchend und erschöpft in's Haus gefolgt war, setzte er sich mir gegenüber und betrachtete

mich längere Zeit aufmerksam und, wie mir schien, mit einiger Befangenheit. Endlich sagte er: „Es ist sehr schön, was Du gemacht hast!“ Ich verbeugte mich, und er schwieg jetzt längere Zeit, offenbar in Verlegenheit. Endlich nahm er sich einen Anlauf und fragte: „Zu was braucht man das?“ Da er Nutzen und Zweck aller europäischen Künste zu kennen glaubte, so war es ihm unbequem, hier etwas zu sehen, dessen Nutzen er nicht begriff. Ich aber befand mich in nicht geringer Verlegenheit. Wie sollte ich ihm begreiflich machen, auf welche Weise meine Kunststücke mir irgend nützlich wären! Aber ich hatte mich arg getäuscht. Taquirra begriff rasch, außerordentlich rasch. Einen Augenblick lang sah ich seine Augen funkeln, dann aber nahmen seine Züge wieder den gewöhnlichen ruhigen Ausdruck an, und er sagte:

„Deine Kunst ist eine sehr schöne, denn Du hast allein den Nutzen davon.“

„Doch nicht,“ erwiderte ich, „die Anderen, welche zusehen, haben das Vergnügen.“

„Sie bezahlen!“ sagte der Indianer mit einem Ausdrucke, den ich nie vergessen werde.

Am andern Morgen ritt Taquirra fort, während ich Freiheit hatte hinzugehen, wohin ich wollte, da man ohne Zweifel wußte, daß eine

Flucht unmöglich war; aber er kehrte am Abend zurück und brachte verschiedene Anzüge unserer Leute mit, wahrscheinlich Beutestücke anderer Häuptlinge. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß uns die Indianer seit dem Eintritt in ihr Gebiet gefolgt waren, und sich vorher bereits in uns getheilt hatten. Die Uebrigen hatten den ihnen zuständigen Gegenstand erstochen, Taquirra hatte den seinigen lebendig gefangen, um ihn wo möglich auszubeuten. Er war eine Art Industrieller. Ob Einige der Unseren entkommen, habe ich nie erfahren können, denn alle meine Fragen blieben vollständig unbeantwortet.

Nach drei Tagen tanzte ich bereits vor einer ziemlich zahlreichen Versammlung von Zuschauern auf dem Seile. Mit einer Gewandtheit, die mir außerordentlich erschien, hatte Taquirra eine Schaubühne errichten lassen, und einen Platz abgegrenzt, der nur gegen Bezahlung von Geld oder Naturalien betreten werden durfte, und mit einer Schlauheit, die ich noch mehr bewunderte, wußte er seine Landsleute dahin zu bringen, daß kaum Einer, ohne irgend einen Tribut erlegt zu haben, mich bewundern durfte, und da er die meisten der Zuschauer nach Beendigung der Vorstellung mit den eingegangenen Nahrungsmitteln

freihielt, so mehrten sich täglich die Besucher und Taquirra machte ausgezeichnete Geschäfte, denn das baare Geld, meist spanische Münze, welches einging, und welches unter den Indianern keineswegs selten war, behielt er für sich. Was mich betrifft, so war ich nie in meinem Leben schlimmer daran als in jener Zeit, und befand mich vollständig in der Stellung eines jener Affen, welche die Savoyardenjungen mit sich führen, und die, sobald sich die Gelegenheit bietet, ein paar Pfennige zu verdienen, aus ihrem Käfige gezogen werden, um ihre Sprünge zu produciren; und ich mußte in der That, so oft Indianer aus den benachbarten Dörfern kamen, auf mein Seil, selbst wenn nur eine Kleinigkeit verdient wurde und häufig blos wegen zwei oder dreien dieser Schufte; denn Taquirra schien meine Kraft für so unerschöpflich zu halten, wie seine Habsucht ohne Grenzen war. In dieser jämmerlichen Lage schien mich indessen nach einigen Wochen die Liebe trösten zu wollen.

Unter den Frauen Taquirra's befand sich eine, welche als Kind etwa von zwölf Jahren an der Grenze des Landes geraubt worden war, und welche mich offenbar mit günstigen Augen ansah. Da sie spanisch sprach, konnte ich mich mit ihr

unterhalten, und Taquirra schien, so ziemlich gegen die Gewohnheit seiner Landsleute, kaum eifersüchtig zu sein, und vielleicht sogar einen kleinen, unschuldigen Liebeshandel nicht ungern zu sehen, wenn ich nur wacker zu jeder Zeit auf meinem Seile bei der Hand war, ja ich bin überzeugt, daß er mir später selbst die Gelegenheit bot, ungestört mit Aka, so hieß sie, zu sprechen.

Doch ich muß vorher noch andere Dinge berichten. Fast zu derselben Zeit, in welcher ich begann eine Neigung zu Aka zu fassen, schienen mehrere der fremden Häuptlinge mich mit anderen Augen zu betrachten als früher. Sie sprachen jetzt bisweilen mit mir und gaben mir nicht selten Geschenke, wobei sie in Anwesenheit Taquirra's stets und fast in auffallender Weise bemerkten: „Dies darf Dir Niemand nehmen!" Ich konnte mir dies Betragen nicht wohl erklären, aber ich hatte bereits eine ganz artige kleine Summe beisammen, welche Taquirra wirklich nie beanspruchte, und mein sehnlichster Wunsch wäre gewesen, weit weg von diesen einfältigen Wilden unter rechtschaffenen Christenmenschen zu sein, wenn ich nicht mich täglich mehr und mehr in Aka verliebt und mich nicht bereits in der Periode befunden hätte, in welcher ich sie, wie alle meine

Geliebten, bei jeder Gelegenheit von Emilien unterhielt.

Eines Tages befanden sich einige der Häuptlinge, von welchen ich in letzter Zeit am freundlichsten behandelt worden war, bei Taquirra und zechten, während ich, nur durch ein dünnes, die Decke des Gemaches bildendes Rohrgeflecht von ihnen getrennt, todmüde, von den Anstrengungen des Tages ausruhte. Unter den Häuptlingen der Araucaner besitzen einige bisweilen Kenntnisse, welche die Europäer in Verwunderung und eben so oft in Verlegenheit gesetzt haben; so sprechen zum Beispiel viele von ihnen spanisch, französisch und eben so auch englisch, welcher Sprachen sie sich, wenn sie es für nöthig halten, bei Anwesenheit der übrigen Indianer bedienen. Es fiel mir daher nicht auf, daß, als Taquirra sich auf eine Zeitlang entfernt hatte, aber einige Frauen desselben, welche die Gäste bedienten, anwesend waren, diese letzteren sich in gemischtem Spanisch und Französisch besprachen, aber ich wurde aufmerksam und begann sogleich zu lauschen, als ich das Wort Keschniona, das heißt „das springende Thier“ aussprechen hörte, da ich wohl wußte, daß diese übermüthigen und eingebildeten Menschen mich mit diesem Namen zu benennen pflegten.

„Das springende Thier darf nicht länger bei ihm bleiben," sagte einer der Häuptlinge, „er hat seinen Vortheil gehabt, wir wollen jetzt den unsern haben." —

„Er wird es tödten," sagte ein Anderer. Der, welcher zuerst gesprochen hatte, machte eine verächtliche Geberde. „Er soll es nur wagen!" rief er, „das käme ihm theuer zu stehen, theurer, als wenn er drei seiner Weiber erschlagen hätte, denn er müßte das Thier, da er einmal sein Gastfreund ist, wie einen großen Häuptling begraben lassen."

„Das ist richtig, er darf ihm nicht nehmen, was wir ihm schenken," erwiderte der Zweite, „und darf es auch nicht tödten, schon der Aeltesten halber, aber Keschniona soll jetzt auch zu uns. Auf vier Monden zu Dir, dann zu mir, und nachher kann er zu den Anderen kommen, denn dieser geizige Taquirra hat ihn lange genug gehabt." Der erste Häuptling erwiderte einige zustimmende Worte, aber da der Hausherr wieder eintrat, wurde ihr Gespräch abgebrochen. Welch' eine reizende Zukunft bot sich mir! Welches angenehme und unterhaltende Leben in der Mitte dieses harmlosen und unschuldigen Naturvolkes! Araucanien zählte sechsunddreißig bis vierzig Häuptlinge. Nehmen wir nur die erste

Zahl an, so hatte ich, vier Monate bei jedem Häuptlinge gerechnet, eine Beschäftigung auf zwölf Jahre und die Aussicht, nicht getödtet zu werden, wenn ich nicht vielleicht so viele Geschenke bekommen sollte, daß derjenige, der mich todtschlagen würde, als mein muthmaßlicher Erbe hinsichtlich der Begräbnißkosten gedeckt wäre. Ich hatte indessen nicht Zeit, mich in diese angenehmen Betrachtungen zu vertiefen, denn bald nach dem Eintritte Taquirra's entspann sich ein heftiger Wortwechsel zwischen ihm und seinen Gästen, und obgleich ich nur wenige Worte von ihrer Sprache verstand, hörte ich doch, daß es sich um meine Wenigkeit handelte. Wahrscheinlich drangen die beiden Gäste darauf, daß das springende Thier in die Hände eines andern Menageriebesitzers übergehen sollte, und bald darauf entfernten sich Beide, offenbar stets noch grollend.

Am andern Morgen bestieg Taquirra sein Pferd und ritt ebenfalls fort, und kaum hatte er den Rücken gekehrt, als Aka zu mir trat und im höchsten Grade liebenswürdig gegen mich war, und als ich ihr mein Bedenken äußerte wegen der Eifersucht Taquirra's, sagte sie lachend: „Er hat seine Augen mitgenommen.“

„Aber er kann mit denen Anderer sehen?“ versetzte ich.

„Du meinst seine anderen Frauen? Sie sind blind und hören nicht, weil sie wissen, daß, wenn ihre Freunde kommen, ich ebenfalls blind und taub bin.“

„Es ist also bei diesen Kerlen wie bei uns,“ dachte ich, indem ich beschloß mein Glück zu benutzen. Aber — in diesem Augenblicke, und als ich eben Aka zärtlich in die Augen blickte, war es mir, als fielen plötzlich Schuppen von meinen Augen. Das war Emilie! Ich sprang zurück. „O mein Gott,“ rief ich, „Du bist meine Schwester Emilie, die lange Verlorene, lange schmerzlich Vermißte!“

Die junge Frau wendete sich hastig ab und trat an die Fensteröffnung; ich glaube, sie weinte, es kann aber auch sein, daß sie heftig lachte, denn sie machte allerlei sonderbare Bewegungen, aber bald kam sie wieder vollkommen ruhig auf mich zu.

„Meine theure Emilie!“

Mein lieber Keschniona!“

Ich bat sie, mich Andreas zu nennen und ihr Gedächtniß anzustrengen, um vielleicht irgend eine Erinnerung aufzufinden, welche meine Vermu-

thung bestätigte, aber sie schien nur sehr unvollkommene Erinnerungen bewahrt zu haben, und brachte selbst das, was ich ihr bereits vorher erzählt hatte, nur sehr verworren zum Vorschein. Indessen war ihre Tugend gerettet, denn ich brachte den ganzen Tag damit zu, sie zu fragen, ob sie sich nicht an dies oder jenes erinnere, an Mathias, an unsern Vater und an tausend ähnliche Dinge aus unserer Jugendzeit, an die Reitschule. „Ja, es kann sein," sagte sie dann, und endlich schien sie fast ungehalten zu werden; als aber Taquirra gegen Abend zurückkehrte und eben vor dem offenen Fenster vom Pferde sprang, umschloß sie mich plötzlich und küßte mich mit zärtlicher Heftigkeit. Ich erschrak auf den Tod und verwünschte die Leidenschaftlichkeit der Weiber, die sich so wenig mäßigen können, denn Taquirra mußte Alles mit angesehen haben, aber er sagte kein Wort, obgleich er schon, ehe mir Aka um den Hals fiel, ungehalten aussah. Als wir aber später wie gewöhnlich beim Abendessen saßen, während die Frauen uns stehend bedienten, sagte er plötzlich:

„Aka, meine Frau, gefällt Dir?" Er bediente sich ohne Zweifel dieses oberflächlichen Ausdrucks, da das Wort „lieben" nicht recht bekannt bei

den Araucanern zu sein schien, und da ich auf etwas Aehnliches gefaßt war, so erschrak ich nicht sonderlich, sondern erwiderte: „Aka ist meine Schwester!"

„Sie ist eine theure, eine sehr theure Frau," sagte Taquirra.

„Ja," rief ich unerschrocken, „das ist sie, ein liebes Wesen."

„Sie kostete mich vier große Brendas und drei kleine, und ich glaube auch noch etwas an baarem Gelde."

Da ich nicht wußte, was ich sagen sollte, so schwieg ich, und Taquirra fuhr nach einigen Augenblicken fort:

„Allein Dir würde ich sie billig geben, denn ich glaube, daß Du sie kaufen willst."

„Ja," sagte ich, „gern, wenn mein Geld reicht."

„Wie viel hast Du?"

Ich leerte meine Taschen, und Taquirra nahm sich die Freiheit, mir hülfreiche Hand zu leisten, indem er mich sorgfältig durchsuchte, und Alles zusammen, was er fand, vor sich auf den Tisch legte.

„Es ist wenig," sagte er, „sehr wenig, aber

— Du sollst sie dennoch haben, obgleich ich mein Geld verliere."

Er ließ mich nicht zu Worte kommen, sondern gab einer seiner andern Frauen einen Befehl, worauf sich diese entfernte und nach kurzer Zeit mit drei Bewohnern des Dorfes zurückkehrte, drei Menschen, welche, allem Anscheine nach, die Rolle von dem spielen mußten, was man bei uns „achtbare Nachbarn, Zeugen" oder dergleichen zu nennen pflegt. Ich mußte jetzt Taquirra ich weiß nicht mehr wie viele Schafe, Pferde, Rinder, einen Sattel und drei Lanzen abkaufen, welche ich natürlich nicht zu sehen bekam, und hierauf nannten die Nachbarn die Brendas, welche ich nun wieder Taquirra für seine Frau anbieten mußte. Er weigerte sich anfänglich, aber die drei Zeugen redeten ihm eindringlich zu, und endlich willigte er ein und umarmte mich, indem er seinen Kopf auf meine rechte, und hierauf auf meine linke Schulter legte, dann thaten die Zeugen ein Gleiches, und jetzt rief Taquirra: „Und nun rasch fort!" Ich glaube kaum, daß eine Vermählung, wenn man das, was geschehen war, so nennen will, jemals rascher vor sich gegangen ist, auch glaube ich nicht, daß je eine Frau das Haus ihres Gemahls gleichgiltiger verlassen hat, als

diese gute Aka an jenem Abend es that; denn als ich von Taquirra vor die Thür geschoben wurde, saß sie bereits auf ihrem Pferde und rief mir zu, mich zu beeilen. Ich sprang mechanisch auf ein anderes, für mich bereit gehaltenes Pferd, und jetzt trat Taquirra an mich heran und sagte mit ernster, ja drohender Miene: „Europäer, wenn Du jemals in unser Land zurückkehrst, werden Dich unsere jungen Leute tödten. Merke Dir das!" Ich hatte keine Zeit zu antworten, denn Aka hatte bereits den Zügel meines Pferdes ergriffen und jagte mit mir wie toll davon. In einiger Entfernung von dem Orte warf sie mir jedoch den Zügel wieder zu, indem sie, die Pfade suchend, voranritt, und jetzt sah ich, daß meine Brautfahrt, oder die Rettung meiner Schwester aus den Händen der Indianer, mehr einer Flucht als einer Reise glich.

Wir durchstrichen mit unseren Pferden Gestrüppe, dann jagten wir wie toll auf einer Ebene dahin, und plötzlich schlugen wir einen Haken und somit eine andere Richtung ein. Bisweilen ritten wir im weichen und feuchten Sande eines Flußufers eine Zeit lang dahin, um dann, im Wasser selbst, in entgegengesetzter Richtung wieder zurückzureiten, und einmal entzündete Aka

ein Feuer, welches wir, nachdem es brannte, so eilig als möglich wieder verließen. Dann eilten wir eine gute Strecke geradeaus, und etwa einige Stunden nach Mitternacht machten wir Halt, und Aka bereitete ein Lager aus unseren Satteldecken, auf welches wir uns niederlegten. Ich küßte Aka auf die Stirn, indem ich sie liebe Schwester Emilie nannte, und da ich todmüde war, entschlief ich bald. Als eben die Sonne aufging, weckte mich indessen Aka wieder, und sah mich einige Augenblicke ernsthaft an. „Du bist ein Narr!" sagte sie hierauf, indem sie aus ihrer Satteltasche einige Speisen nahm, welche sie mit mir theilte, aber ich hatte keine Gelegenheit mit ihr weiter zu sprechen; denn gleich darauf saßen wir wieder im Sattel und setzten eilig unsere Reise fort, indem Aka stets vorausritt, um den Weg zu finden, und bei der Eile, mit welcher wir über Ebenen hinwegjagten, durch Schluchten galoppirten, Waldpfade durchschlüpften und über Flüsse setzten, fand ich nicht einmal Zeit, klar darüber nachzudenken, was ich mit Aka beginnen wolle, wenn wir wieder bei cultivirten Menschen angekommen sein würden.

Die zweite Nacht verging wie die erste, nur daß, als wir erwachten, Aka zu mir sagte: „Du

bist ein großer Narr!" worauf wir unsere Reise fortsetzten wie den Tag vorher. Als die Sonne eben untergehen wollte, hielt Aka plötzlich an: „Siehst Du jenen dunkeln, großen Baum dort?" sagte sie. Ich bejahte, und sie theilte mir nun mit, daß wir uns auf der Grenze ihres Landes befänden, und daß wir, wenn wir morgen diesen dunkeln und mächtig großen Baum erreicht haben würden, nur noch einige Stunden bis zu den nächsten Ansiedelungen der Spanier hätten.

Wir aßen stets noch von den Vorräthen, welche man uns mitgegeben hatte, und als wir uns, etwas früher als die vergangenen Tage, auf unser Lager streckten, dachte ich darüber nach, ob morgen, beim Erwachen, Aka nicht wahrscheinlich sagen würde: „Du bist ein sehr großer Narr!" Aber sie sagte am andern Morgen weder das, noch etwas Anderes, denn sie war fort. Mein Pferd stand neben mir, vollständig gesattelt, und ich sah, daß sie unsern Proviant mit mir getheilt hatte, und an der Spur ihres Pferdes sah ich, daß sie sich bereits seit einigen Stunden entfernt und im Schritt reitend dorthin begeben hatte, von wo wir hergekommen waren, ohne Zweifel zu Taquirra, dem großen Häuptling, um ihm zu berichten, daß sie das springende

Thier glücklich bis an die Grenze gebracht. Ich bestieg mein Pferd, ritt auf den großen dunkeln Baum zu und kam nach mehreren Tagen, außerordentlich abgerissen, und ohne einen Realen in der Tasche, in Valdivia an, woselbst ich mir ein Seil zu verschaffen wußte und, um nicht zu verhungern, so wackere Sprünge machte, als bei den Araucanern.

Nach einigen Wochen erzählte ich einem alten Spanier einen Theil meiner Abenteuer. „Diese araucanischen Weiber haben den Teufel im Leibe,“ sagte er, „und lassen um keinen Preis von ihren mörderischen und blutgierigen Schurken von Männern. Wenn diese, was nicht selten vorkommt, Frauen oder Mädchen von unseren Leuten rauben, und nach einigen Jahren sich den Angehörigen derselben Gelegenheit bietet, dieselben auszulösen, so ziehen in den meisten Fällen die Entführten vor, im Kreise ihrer neuacquirirten gelbbraunen Familie zu bleiben, anstatt zu ihren rechtschaffenen christlichen Eltern zurückzukehren. In jenem Falle aber,“ setzte der alte Spanier hinzu, „hat man nichts weiter beabsichtigt, als Ihnen Ihr Geld abzunehmen auf indianisch-gesetzliche Weise, und zugleich hat der ehrenwerthe Häuptling Taquirra Sie lieber über die Grenze geschickt, als

daß er Sie denen gönnte, welche Sie ihm abspenstig machen wollten."

Das Manuscript des alten Andreas war hier zu Ende, und da ich neugieriger auf die ferneren Erlebnisse desselben war, als wie es (leider fürchte ich das) der geehrte Leser ist, so schrieb ich dem Alten. Aber ich bekam keine Antwort.

Ein Bekannter, dem ich die Geschichte vorlas, wollte wissen, daß der alte Andreas nie in seinem Leben eine Reise über die See gemacht habe. Er sei ein Seiltänzer gewesen und durch einen unglücklichen Sturz vom Seile das geworden, was man ein wenig „gestört" nennt, dann habe ein Herr, dem er einmal früher einen Dienst geleistet, ihm jene Stelle als Forstwart verschafft.

Mir selbst kamen aber viele andere Dinge in den Weg, und ich kam nicht dazu, den Alten im folgenden Jahre wieder zu besuchen. Als jedoch später das Schicksal mich selbst in jene Länder führte, die er gesehen haben wollte, fand ich, daß er der Wahrheit getreu berichtet hatte. Und dann, wieder nach Jahren, führten mich Geschäfte in jene Gegend, in welcher der Alte gehaust hatte,

und in welcher ich, mit wenigem Erfolge, als jung Narren gesucht, die ich jetzt als alt wider Willen fand, in reichlicher Zahl. Als ich aber das alte Forsthaus aufsuchen wollte, sah ich, daß der Wald ringsum geschlagen war, und durch die kahlen Flächen zog sich ein Fahrweg, der jedoch auch schon wieder halb verfallen. An der Stelle, wo das Forsthaus gestanden, fand ich die Ruinen eines industriellen Gebäudes, das man aus dessen Steinen erbaut und dessen Besitzer bankerott gemacht hatte. Niemand wohnte jetzt mehr dort, und den alten Andreas, der längst gestorben war, kannten die Leute im Walde nur noch von Hörensagen.

Ein Meineidiger.

Eigentlich waren die Bäume dem Schlosse über den Kopf gewachsen, denn das kleine alte Nest war allenthalben überragt von den Wipfeln der mächtigen Eichen, und mit ihren knorrigen Armen hätten diese wohl selbst in die obersten Fenster des Schlößchens reichen können, wären sie nur ganz dicht bei demselben gestanden. Aber das war nicht der Fall, denn ein tiefgrüner, üppiger Rasenplatz schied die grauen Mauern vom moosigen Waldboden.

Die Eichen und Buchen halten sonst meist gute Kameradschaft. Sie stehen zusammen auf demselben Boden, sie zanken und streiten sich nicht, weil der einen Rindenkleid derb und rauh, und das der andern glatt und glänzend. Sie feinden sich auch nicht an, weil ihr Blattwerk verschiedene Form hat, und weil ihre Aeste nicht auf gleiche Weise zum Himmel streben. Sie wissen

ohne Zweifel, daß sie beide wackere Bäume sind, jede nach ihrer Art, und wenn der Abendwind durch ihre Blätter schlüpft, plaudern sie friedlich zusammen, wie es gute Nachbarn zu thun pflegen; fliegt aber die Windsbraut durch den Wald und will sie beugen und brechen, so stehen sie auch da wacker zusammen, sich schützend und schirmend, damit der Sturm sie nicht schädige an Ast und Stamm.

Auf dem großen Waldfelsen da, von dem ich spreche, war das aber nicht so. Vorn, wo die Felswand steil abfällt in den See, standen die Eichen, und einige von ihnen blickten hinunter in das Wasser und spiegelten sich wohlgefällig in dessen Fläche, wenn der Wind das eben erlaubte und keine Wellen schuf, oder gar noch ärgeren Unfug trieb. Am hintern Theile des Felsens aber, wo ein mächtiger Berg sich thürmte, umkränzten die Buchen die Trümmer der alten Abtei, an welche, gegen die Eichen und den See zu, das Schlößchen sich angelehnt hatte.

Freilich, ich weiß es wohl, hätte ich alles das mit wenig Worten sagen können, und was kümmert es endlich Euch, ob die Eichen und Buchen getrennt oder zusammen gestanden! Aber, ach, Ihr wißt nicht, welche tollen und doch so frohen

Tage ich verlebt auf jenem bewaldeten Felsen! Und wie gern spricht man von solchen vergangenen Zeiten, und wie hängt das Herz am Kleinsten, und wie bewahrt es sich fast unbewußt die geringfügigste Erinnerung! Dennoch aber will ich Euch jetzt nur mit flüchtigen Zügen erzählen, wie es weiter aussah in der Umgebung des Waldfelsens, denn so nannte man dort in der Gegend den riesigen Felsblock, der das Schlößchen trug und die Klosterruine.

Der See, der seinen Fuß benetzte, hatte eben dort sich ziemlich weit ausgebreitet, und hohe und meist steile Berge umschlossen fast kreisförmig seine Ufer. Dann durchschnitten tiefe, dunkle Waldschluchten hier und da die Bergeskette, und wo die Berge selbst nicht allzu steil anstiegen, hatte auch dort der frische grüne Wald Besitz ergriffen und sein lustiges Reich fest begründet. Trat man oben auf dem Waldfelsen an eine Lichtung der Eichen, so konnte man das Alles übersehen, die bewaldeten Berge und das klare dunkelgrüne Wasser des Sees; gegen die Berge zu aber, gegen das Innere des Gebirges verengte sich plötzlich der See, und verschwand endlich zwischen hohen und dunkeln Felsen.

Man nannte jene finstere Schlucht das Nebel=

loch, und in der That schien dort die Heimath der Nebel zu sein, denn sie zogen des Abends hervor aus derselben, um über den See zu fliegen, oder bergan zu steigen und ihren Schleier über Fels und Wald zu breiten, und im Herbste kam es wohl häufig vor, daß der alte Nebelmann hartnäckig sitzen blieb in der Schlucht, und seinen grauen Mantel an ihre feuchten Steinwände legte; unverdrossen den ganzen Tag hindurch hatten droben auf den Bergen seine leichtsinnigen Kinder sich gleichwohl wegküssen lassen von den Strahlen der Sonne, oder waren sie unten am See, tändelnd mit dessen Wellen, allmälig in die dunkle Fluth versunken.

Auf der andern Seite des Waldfelsens lag ein Dorf. Nur einzelne Waldbäume standen dort noch. Das andere Baumvolk, das dort herrschte, Frucht- und Obstbäume und ein paar langweilige italienische Pappeln, sahen verdrießlich auf jene Kinder des Waldes. Man fällte auch jährlich ein paar von ihnen, und jetzt werden sie wohl ganz verschwunden sein. — Hinter dem Dorfe endlich begann sich eine Ebene zu entwickeln, und auf ihr Gemüsegärten und Getreidefelder, Dinge, die unentbehrlich sind, wenngleich weniger romantisch als nützlich. — Das war die

Gegend. — Sehen wir jetzt ein wenig nach den Menschen, welche sie bewohnten, und zu diesem Zwecke verlassen wir die soeben berührte ökonomische Partie unserer Landschaft, und kehren in die romantische zurück.

Es war eine klare warme Sommermondnacht. Der Nebelkönig schien sich in seine innersten Gemächer zurückgezogen zu haben, und die Oberfläche des Sees glänzte im Lichte des Mondes rein und klar, das Silber seiner Strahlen tausendfältig färbend und brechend. Droben auf den Bergen war Alles ruhig und still, nur bisweilen zog ein seltsamer Laut durch die Luft, wie das vorkommt in stiller, nächtlicher Waldeinsamkeit. War es der Schrei eines Vogels oder eines andern Waldthieres, hantierten noch irgendwo Menschen im Forste, zog ein Lufthauch durch zerklüftete Felsen? Es war nicht möglich es zu unterscheiden, ja man wußte nicht einmal, kam das Geräusch aus weiter Ferne geflogen, oder war in nächster Nähe vielleicht ein Stückchen Dürrholz auf die Blätterdecke des Bodens gefallen, oder hatte ein Steinchen sich losgebröckelt von der verwitterten Felswand.

Klar und vernehmlich aber klang durch die Stille der Nacht eine weibliche Stimme, die ein

Lied sang, und wer auf dem See in einem Boote gefahren wäre, hätte oben auf einem Vorsprunge des Waldfelsens ein Mädchen sitzen sehen, das die Sängerin war. An die Lorelei hätte aber zur Zeit, wo das geschah, wohl kaum Jemand gedacht, denn jene alte Mär' war durch den genialsten Dichter seiner Zeit noch nicht so zu Ehren gekommen wie jetzt, und war auch das Lied, welches sie sang, nicht ähnlich der verführerischen Liebesklage, die vom Lorelei-Felsen klingt, war gleichwohl seine Weise eintönig und schwermüthig. Es war eines jener alten Lieder, wie sie fast allenthalben heimisch sind beim deutschen Landvolke, und deren Melodie fast stets klagend oder ernst ist, selbst wenn der Text nicht eben traurig.

Aber jetzt verstummte die Sängerin, erhob sich, kletterte leichtfüßig aufwärts, und nachdem sie das Plateau erreicht hatte, auf dem die alten Eichen standen, schritt sie auf das Schlößchen zu und verschwand bald unter dessen Thür. Dieses Mädchen war das Fräulein Josephine von Dähnen, eine vater- und mutterlose Waise und die Besitzerin des Schlößchens und des Waldfelsens.

Einige Tage vorher zogen zwei derbe Ackerpferde eine alte schwerfällige Carrosse den steilen

Weg hinan, der vom Dorfe aus auf die Höhe des Waldfelsens führt, und oben sprang das Fräulein Josephine mit einem Satze aus dem alten Kasten und in die Arme eines Mannes, der wohl eben so alt war als jener, und streichelte die gebräunte Wange des Alten. „Das vergesse ich Dir nicht, lieber alter Tobias," hatte sie gerufen, „das vergesse ich Dir nicht, daß Du mich nicht hast sitzen lassen in dem geschraubten Wesen da drinnen, in der Langeweile und — in den anderen Dummheiten!"

Sie hatte die letzten Worte nur gemurmelt, aber der Alte hatte sie dennoch verstanden. Indeß fragte er nicht, was sie damit wohl gemeint habe, sondern stand steif da und sagte etwas von „schuldigem Respect", und von „allerunterthänigstem Befolgen erhaltener hoher Befehle," worauf ihn das Fräulein lachend „einen alten Bärenhäuter" nannte, ihn mit Kisten und Schachteln belud, und den Rest derselben dann eigenhändig in's Schloß schleppte.

Aber schon am andern Tage sagte der alte Tobias zu sich selbst: „Es ist was passirt drinnen in der Stadt. Das Kind ist nicht mehr wie früher. Das mit dem Proceß ist's nicht, das

molestirt sie wenig, aber ich glaube, es ist eine Herzensangelegenheit.

„Ja,“ fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „sie hat sich vergafft in der Stadt, ich lasse mich hängen, wenn's nicht so ist!“

Bei diesen letzten Worten aber schüttelte er sich, als sei plötzlich ein häßlicher Gedanke über ihn gekommen, nahm seine Flinte, und eilte in den Wald.

Der erfahrene und wohlgeneigte Leser hat längst errathen, daß Tobias der alte Diener des Fräuleins war, der dasselbe fast allein erzogen hatte und jetzt, nachdem er den Dienst einer Wärterin und Bonne nicht mehr zu versehen brauchte, Haushofmeister, Förster, Silberdiener, kurz alles Mögliche geworden war und alle Stellen bekleidete, welche man sonst in guten Häusern mit einer großen Anzahl von Individuen besetzt. Daß das Fräulein Josephine nicht übermäßig mit Glücksgütern gesegnet war, erräth sich ebenfalls leicht, denn leider trifft man solche arme Fräuleins nicht eben selten im Leben, noch häufiger aber — und abermals leider, da wir den gleichen Stoff zu bearbeiten haben — nützlich und angenehm verwendet in Erzählungen und Geschichten.

In der That aber war Josephine wirklich

eigenthümlich verändert von der Stadt zurückgekommen. Die frische Jugendlust, das fast noch kindliche Gebahren des jungen Mädchens war einem träumerischen, bisweilen beinahe schwermüthigen Wesen gewichen, und der alte Tobias, welcher schon nach vierundzwanzig Stunden diese Veränderung bemerkt hatte, war nach acht Tagen in Verzweiflung über dieselbe. Früher war Josephine mit der Flinte im Walde gestreift, sie hatte am Ufer des Sees geangelt, oder auf ihrem Boote dessen Oberfläche durchfurcht, keck ihr kleines Segel gebrauchend, oder ihr Ruder. Dann hatte sie ihre Stube mit frischen Waldblumen geschmückt, und fast immer kam sie von ihren Ausflügen phantastisch mit Blumen geziert und bekränzt nach Hause. Dabei hatte sie stets irgend eine Melodie gesummt, oder ein Liedchen geträllert, ja sie hatte selbst bisweilen gepfiffen, was freilich höchst unanständig für ein Fräulein war.

Aber jetzt hingen die Kränze vertrocknet an den Wänden ihres Schlafgemaches, und die Blumen in der chinesischen altväterischen Vase waren gewelkt und wurden nicht durch neue ersetzt. Sie ging stumm aus dem Hause und kehrte trübselig wieder, und was das Schlimmste war, oder wenig-

stens dem alten Tobias so erschien, sie suchte vor ihm diese Stimmung zu verbergen.

„Daß sie sich verliebt hat," sagte er, „importirt nichts. Der reiche, vornehme Herr, den sie sich ausgesucht hat, wird seiner Zeit schon kommen, sie heimzuführen auf sein herrliches Schloß, und den Waldfelsen hier besuchen wir dann nur noch höchstens im Sommer auf ein paar Wochen. Aber — sie haben drinnen in der Stadt dem Kinde einen Floh in's Ohr gesetzt, sie haben ihr Alles gesagt! Oh, sie hat kein Vertrauen mehr zu mir, zu mir, der ich — —" er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und murmelte unverständliche Worte.

Wir wissen nicht, hatte das junge Mädchen wirklich das Vertrauen zum Alten verloren, oder hatte sie einen andern Grund, ihm ihr Herz nicht aufzuschließen, aber so viel war sicher, ihre heitere Laune kehrte nicht wieder, und ihre ganze Freude schien jetzt darin zu bestehen, des Abends, auf den Felsen am See sitzend, jene melancholischen Weisen zu singen, deren wir oben gedachten.

Wie man sieht, ging's oben auf dem Waldfelsen nicht eben besonders lustig zu; werfen wir aber einen Blick auf das Dorf unten, so finden wir schon mehr Munterkeit. Es war ein Sonntags=

morgen, die Kirche war zu Ende, und die männlichen Mitglieder der christlichen Gemeinde waren im Begriffe, einem, wenn auch vielleicht nicht rühmenden, doch wenigstens alten Gebrauche zu huldigen, der darin bestand: nach der Predigt ein Gläschen Schnaps zu sich zu nehmen, oder ein Glas jener dunkelbraunen bittern Flüssigkeit, welche man schon zu jener Zeit fälschlich ein Getränk nannte und mit dem Namen Bier bezeichnete, wie man es noch in unseren Tagen thut, in welchen die Wissenschaft und Industrie, der Syrup und die Quassia, jene Flüssigkeit wieder auf ihren ursprünglichen bäuerlichen Standpunkt zurückgebracht haben. Aber man war nach Kräften heiter beim Genusse des braunen Saftes, wieder wie man es heute ist, ohne die katzenjämmerlichen Folgen zu bedenken, und dabei besprach man an jenem Morgen die Predigt, die der neue Vicar gehalten, und man sprach länger über dieselbe, als das vielleicht sonst der Fall war.

Der Grund, warum dies geschah, war wohl der, weil Jemand eins abgekriegt hatte in dieser Predigt, und das war möglichst auch der Grund der ziemlich allgemeinen Heiterkeit, denn wieder vermöge eines alten Gebrauches erfreut es des Menschen Herz, wenn irgend ein Mitmensch einen

moralischen Klapps bekommt, nur mit dem Unterschiede, daß in feiner Gesellschaft jene Freude mehr innerlich und vorsichtig schweigend genossen wird, während derbe Gesellen sich weniger Zwang anthun.

Die Bauern lobten daher offen den Vicar und schalten eben so ungescheut über den alten Tobias, den sie einen Dieb nannten und einen falschen Schwörer, und nur einige der älteren Leute blieben still, obgleich man nicht wußte, ob dies aus Vorsicht geschah, oder weil sie vielleicht nicht von den Sünden des Alten überzeugt waren.

Vollständig überzeugt von denselben war man indessen ohne allen Zweifel in der Familie Mählig, vor deren Fenster Tobias eben langsam vorüberging. Das Oberhaupt derselben, der Ackerbürger, Oekonomie- und Gutsbesitzer Karl Benedict Mählig, gewöhnlich sich mehr der höheren Politik hingebend, schien heute ganz in's geistliche Fach gerathen zu sein. Er sprach mit dem näselnden Tone, welcher fromme Leute bisweilen so wohl kleidet: „Ihr sollt nicht stehlen noch lügen, noch fälschlich handeln Einer mit dem Andern. — Ihr sollt nicht falsch schwören bei meinem Namen und

entheiligen den Namen Eures Gottes, denn ich bin der Herr.“

Sein Sohn Zacharias deutete mit dem Zeigefinger seiner unförmlichen, mit röthlichen Haaren und Sommerflecken reichlich versehenen Hand auf den vorüberschreitenden Tobias und sagte, weniger mit frommem Tone, als mit dem Ausdrucke unendlicher Bosheit: „Und er sprach zu mir: Das ist der Fluch, welcher ausgeht über das ganze Land, denn alle Diebe werden nach diesem Briefe fromm gesprochen, und alle Meineidigen werden fromm gesprochen nach diesem Briefe. Aber ich will's herfürbringen, spricht der Herr Zebaoth, daß es soll kommen über das Haus des Diebes und über das Haus derer, die bei meinem Namen fälschlich schwören, und soll Feuer werden in ihrem Hause und soll es verzehren sammt seinem Holz und Steinen.“

Seine Schwester Susanna blickte ihn höhnisch an. „Was Du bibelfest bist,“ sagte sie, „oder besser, was Du für ein gutes Gedächtniß hast, und wie Du, so einfältig Du auch bist, doch trefflich nachplauderst, was der gute Herr Ribonisius vor einer Viertelstunde auf der Kanzel gesagt hat!“

Man darf nicht glauben, daß Susanna etwa auf Seiten des von Vater und Bruder offenbar

gehaßten Tobias gestanden, und noch weniger, daß sie irgend ein Vorurtheil gegen den „guten Herrn Ribonisius“ gehabt. Nichts von dem Allen war der Fall. Sie haßte Tobias so gut wie ihre Angehörigen, und was den Candidaten Ribonisius betrifft, so hegte sie selbst eine gewisse Art von Liebe gegen denselben, indem sie beabsichtigte, ihm ihre Hand zu reichen, im Falle es ihm gelingen würde, die Pfarrei des Dorfes zu erhalten. Da sie aber ein unschuldiges Vergnügen daran fand, bei jeder Gelegenheit Thier und Menschen zu quälen, so konnte sie die gegenwärtige nicht vorübergehen lassen, den langen Zacharias zu ärgern, und dieser seinerseits nahm sogleich den Kampf auf, indem er ihr einige Namen beilegte, welche weniger höflich klangen als derb, wenn sie gleich vielleicht nicht vollkommen unbezeichnend waren.

Der Vater Mählig schien sich nicht im entferntesten um diesen Hader seiner Nachkommenschaft zu kümmern. Dergleichen war ohne Zweifel zu alltäglich, um ein besonderes Bedenken zu erregen. Als aber der Streit bald von beiden Seiten so laut geführt wurde, daß die auf der Straße Vorübergehenden aufmerksam wurden, klopfte er einige Male mit dem Absatze des

Stiefels heftig auf die Diele und gab einen zischenden Laut von sich. Zacharias verstummte augenblicklich, während Susanna anfänglich nicht die geringste Notiz von dem väterlichen Befehle nahm und wacker fortschalt. Plötzlich aber und nachdem sie einen Blick auf die Straße geworfen hatte, schwieg auch sie und schien sich angelegentlich mit einer Hauspostille zu beschäftigen, welche sie rasch zur Hand genommen hatte, ohne indessen aufzuhören, Grimassen gegen ihren Bruder zu schneiden und denselben schweigend zu verhöhnen, während Zacharias, welcher sich jetzt erst eigentlich zu ärgern schien, ihr hinter dem Rücken des Vaters mit der Faust drohte.

Jetzt wurde leise und behutsam an die Thür geklopft, und alsbald betrat Herr Achazius Barnabas Ribonisius die Stube.

„Gesegnet sei das Wohnhaus des Friedfertigen," sprach er, „denn der Herr ist unter ihrem Dache."

Hierauf ging er auf Mählig zu, reichte ihm die Hand, welche er einige Augenblicke festhielt und dabei bedeutungsvoll in seine Augen blickte, dann gab er auch Zacharias die Hand, und hierauf schritt er auf Susanna zu.

Der Herr Candidat Ribonisius hatte die Ge=

wohnheit, bei ähnlichen, halb feierlichen Begrüßungen den Kopf und die Brust möglichst zurückzubeugen, vielleicht um die ihm vollständig fehlende Körperfülle, wenigstens scheinbar und wenn auch nur auf kurze Zeit, zu ersetzen und einem beleibten, würdevollen, älteren Herrn einigermaßen zu ähneln. Er näherte sich jetzt in dieser Stellung, welche ihm Zacharias hinterrücks nachäffte, Susannen und fragte, auf die Postille deutend: „Und mit was erquickt meine sanfte Taube ihr frommes Gemüth?"

Susanna schlug rasch das Buch zu. Ein Gespräch über ihre Lectüre schien ihr wenig erfreulich, und sie sagte deshalb zu Ribonisius: „Gegen Ihre treffliche Predigt gehalten, kommt mir alles Andere heute nur wenig bedeutend vor."

Offenbar fand sich der Candidat höchlich geschmeichelt und begann jetzt unaufgefordert einige Stellen aus der Predigt zu wiederholen, mehr auseinanderzusetzen, und dann entspann sich ein allgemeines Gespräch über dieselbe. Endlich aber sagte er, gegen den Vater Mählig gewendet:

„Wie sind denn aber, verehrtester Herr, die näheren Verhältnisse dieses alten, lasterhaften Sünders, des Tobias, dem ich heute auf Ihren Wunsch in's Gewissen geredet habe, und zu dessen

Besserung mir, wenn es der Wille des Herrn, vielleicht vergönnt ist, etwas beizutragen?"

„Oh," erwiderte Mählig, „das wegen des Besserns wird gute Weile haben, liegt mir auch gar nichts daran, aber eins hat er abkriegen sollen, der alte Spitzbube, das war mir die Hauptsache."

Der Candidat unterdrückte mit Anstrengung eine mißvergnügte Miene, und wiederholte seine obige Frage.

„Das ist eine lange Geschichte," versetzte Mählig, „und hängt da Allerlei daran, was, nun — was eben zu weitläuftig wäre, wollte ich es Ihnen vollkommen auseinandersetzen. Die eigentliche Sache ist die, daß der Alte ein Testament unterschlagen, und eine sehr würdige Dame um ihr Eigenthum gebracht, ferner daß er eine bedeutende Summe und einen Schmuck gestohlen hat. Dann befreite er sich von der gerechten Strafe durch zwei falsche Eide, und in der jüngsten Zeit hat er das einfältige Gänschen droben auf dem Waldfelsen, die Josephine, gegen meinen Zacharias aufgehetzt, welcher beabsichtigte, ihr seine Hand zu reichen."

Ribonisius blickte einige Secunden mit schlecht verhehlter Verwunderung auf den langen Zacha-

rias, welcher ihm mit seinen fahlblonden Haaren, seiner Unzahl von Sommersprossen, seinen unmäßig großen Händen und Füßen, und mit seiner täppischen und ungelenken Gestalt stets wie ein Muster von Häßlichkeit vorgekommen, während Josephine in der That ein reizendes Mädchen war. Dann aber schlug er die Hände zusammen und sagte: „Ist es möglich, daß der Herr solche Greuel dulden kann!"

„Was der Herr duldet," rief Mählig heftig, „geht mich nichts an; aber das weiß ich, daß ich dem alten Schurken noch eins anhänge, früher oder später, und vielleicht eher, als er es denkt." Er verließ die Stube und schlug unsanft die Thür hinter sich zu.

Auch Zacharias entfernte sich, indem er sagte: „Ich hätte das hochmüthige Ding gar nicht haben mögen."

Susanna aber, welche eine gewisse Obergewalt im Hause zu haben schien, blickte ihm spöttisch nach, lud aber dann den Candidaten zum Mittagstische, was dieser dankbar annahm, indem er sagte, daß ihm das Benehmen des alten Pfarrers und dessen Lebensweise von Tag zu Tag weniger behage.

„Dieser Mann ist lau," setzte er hinzu, „und

es will mich bedünken, als säe er Unkraut unter den Weizen, statt zu jäten auf dem Acker des Herrn. Oh wenn —"

„Machen Sie nur, daß Sie die Stelle bekommen," meinte die praktische Susanna, „das Uebrige wird sich finden." Dann verließ auch sie die Stube mit dem Versprechen, sogleich wiederzukommen, wenn sie in der Küche das Nöthige besorgt haben würde.

Ribonisius sah ihr mit einem zärtlichen Blicke nach. Als sie verschwunden war, warf er einen Blick um sich und sagte dann halblaut: „Unbedingt haben die Leute Vermögen." Dann stellte er sich an das offene Fenster und grüßte mit würdevoller Freundlichkeit die Vorübergehenden. Es däuchte ihm vortheilhaft, für einen Hausfreund Mählig's gehalten zu werden, der den größten Grundbesitz im Dorfe hatte, und wohl sicher die bedeutendste Stimme.

Der alte Tobias hatte während der Predigt des Candidaten kein Auge von demselben verwendet, und ihn starr und unverwandt angeblickt. Aber die Farbe hatte er bisweilen gewechselt und war einmal glühend roth, dann wieder todtenblaß geworden. Er wußte genau, von wem der Schlag kam, der gegen ihn geführt wurde, aber

er warf keinen Blick nach Mählig's Sitze, und als der Gottesdienst zu Ende, ging er langsam und in aufgerichteter militärischer Haltung, wie er es als alter Soldat gewohnt war, aus der Kirche und durch das Dorf. Er wußte, daß die Bauern von ihm sprachen, als er an der Schenke vorüberging, ja er hörte zum Theil selbst die Reden der Mählig, aber er schien sich um Beides nicht zu kümmern, sondern schritt kerzengerade weiter, und als er den Bergpfad erreicht hatte, setzte er auch dort seinen Weg auf gleiche Weise fort. — Es wäre ja möglich gewesen, daß ihm Jemand nachgesehen hätte!

Als er jedoch endlich oben angekommen und in seine Stube getreten war, brach er zusammen und sank vor seinem Lager in die Kniee, während er den Kopf in die Kissen desselben barg. Der alte Mann weinte und schluchzte eine Zeit hindurch wie ein Kind. Dann sprang er plötzlich auf und schien in grenzenlose Wuth zu verfallen. „Meineidiger!“ rief er, „falscher Schwörer, Dieb!“ Er raufte wild seine grauen Locken. — „O Gott, o großer Allbarmherziger, wie lange noch soll ich diese Schmach tragen? Aber darf ich Dich anrufen, ich, der ich falsch geschworen bei Deinem Namen? Ich, ein Meineidiger?“ — Er

trat an's offene Fenster und starrte, stumm und dumpf brütend, hinaus in den sonnigen Sommertag.

Aber er sah nicht den prachtvollen blauen Himmel über sich, nicht den Spiegel des tief dunkelgrünen Sees zu seinen Füßen, und nicht den lustigen Wald, der die jenseitigen Ufer des Sees schmückte und bekränzte. Er hörte auch nicht, daß Josephine die Thür geöffnet und hinter ihm eingetreten war.

Das junge Mädchen beobachtete eine Zeit lang schweigend ihren alten Diener. Dann schritt sie auf ihn zu und legte die Hand auf seine Schulter. Er fuhr heftig zusammen, und sie sagte ruhig:

„Du hast wohl wieder einmal Deinen Rappel!"

Er schien sich einige Augenblicke zu besinnen, dann aber erwiderte er in gleichem Tone: „Ja, ich habe wieder meinen Rappel!"

„Du gestehst also, daß Du ein Narr bist?"

„Freilich, ja wohl, ich bin ein Narr."

„Höre einmal," sagte jetzt das Fräulein, indem sie ihm starr in die Augen blickte, „höre, es ist richtig, daß Du ein Verrückter bist, ein Narr, aber kein solcher, wie Du mich willst glauben machen. Gieb das tolle Zeug auf, Du

alter Mensch, und sage mir endlich, wo Dich der Schuh drückt."

Er schüttelte schweigend den Kopf.

„Ich bin kein Kind mehr," fuhr das Mädchen fort, „denn Du hast mich groß gezogen, aber denke, ich sei noch Deine kleine Peppi, die Du gehegt und gepflegt und gefüttert wie eine Wärterin, nein wie eine Mutter. Hast Du kein Vertrauen mehr zu Deinem kleinen Kindchen? Magst Du mich nicht mehr leiden?" Sie ging dicht an ihn heran und wollte seine Hand ergreifen, aber er trat, stets schweigend, zurück. Indeß ließ sie sich nicht zurückschrecken. „Tobias," sagte sie, „Du hast was auf dem Herzen. Was, weiß ich nicht, aber sag' mir's. Sieh', wir sind doch eigentlich die zwei einzigen vernünftigen Menschen hier oben auf dem Waldfelsen, denn die alte Liese ist nicht wohl zu rechnen, und wir müssen wohl Vertrauen haben zu einander. Zu wem denn sonst? Vertraue Dich mir an. Jede Last ruht leichter auf vier, als auf zwei Schultern!"

Er schüttelte abermals das Haupt, aber endlich sagte er:

„Ich habe nichts."

„Oh," erwiderte rasch das Fräulein, „Du

hast nichts? Ich weiß schon, was Du hast. Da hat ohne Zweifel der Heimtücker, der fremde Vicar, in der Predigt wieder von Meineid und Diebstahl und weiß Gott von was noch mehr gesprochen, und das hat Dir den Kopf verdreht."

Ein Schauer schien den alten Mann zu schütteln. „Glauben Sie," fragte er endlich mit erstickter Stimme, „daß ich ein Meineidiger, ein Dieb bin?"

„Ei," versetzte Josephine anscheinend mit großer Ruhe, „es ist leicht möglich, daß Du falsch geschworen hast, daß Du stahlst, und eben so gut hast Du vielleicht auch einen Mord begangen, aber deswegen bist Du doch die treueste Seele von der Welt und der ehrlichste Kerl."

„Ach mein Gott," rief Tobias, der jetzt gesprächig zu werden schien, „ach mein Gott, wie kann man alle diese Sünden begangen haben und dennoch ein ehrlicher Kerl sein? Das paßt ja nicht zusammen."

„Ob's paßt oder nicht, ist mir gleichgiltig," sprach Josephine mit der den Damen eigenen Logik, „aber es ist dennoch so, und jetzt," setzte sie scherzend hinzu, „jetzt, alter Mörder, nimm Deine Flinte und gehe mit mir in den Wald."

Sie glaubte ihn auf dem Punkte zu haben,

wo er ihr Vertrauen schenken werde, denn als sie ihn treu und ehrlich genannt, hatte Freude und Glück aus seinen Augen geleuchtet. Aber er schien sich besonnen zu haben.

„Geht nicht,“ sagte er, „ich muß in die Küche. Die alte Liese verdirbt uns sonst unser ganzes Mahl.“

Das Fräulein schien die Richtigkeit der Sache zu begreifen, indessen war sie offenbar ärgerlich.

„Ich brauche nicht zu essen,“ meinte sie, „ich habe keinen Hunger.“

„Aber ich und die Liese sind hungrig,“ versetzte Tobias, „ausnehmend, wüthend hungrig. Wir Dienstboten müssen unsere ordentliche Kost haben.“

„Du bist ein alter Spitzbube,“ sagte Josephine, „aber von morgen an werde ich kochen.“

Tobias lächelte gutmüthig, und versetzte hierauf: „Das werden Sie nicht thun, denn einmal schickt sich das nicht, und zweitens können Sie's nicht.“

Er entfernte sich schnell bei diesen Worten, als fürchte er einen Ausbruch ihrer Heftigkeit; als er aber die Stube verlassen hatte, lächelte Josephine zufrieden vor sich hin. „Er hat sich's wieder aus dem Sinne geschlagen,“ sagte sie, „und wenn ich ihn dahin brächte, daß er mir

mittheilte, was sein Gewissen beschwert, würde ich ihn schon zu trösten wissen, denn etwas wirklich Unrechtes hat der gute alte Kerl gewiß nicht gethan."

Tobias aber stand mit vergnügter Miene in der Küche, hantierend mit Töpfen und Tiegeln. „Gott sei Lob und Dank," murmelte er, „das Kind wird wieder wie früher! Gewiß hat sie gute Briefe bekommen aus der Stadt von ihrem vornehmen Liebhaber oder Bräutigam!"

An seinen Kummer schien er nicht mehr zu denken in diesem Augenblicke, auch fiel ihm nicht ein, daß etwaige Briefe aus der Stadt durch seine Hände gegangen sein müßten.

Leider geschah das in den nächsten Tagen und Wochen nur allzu häufig, und die Briefe, welche Tobias aus der Stadt erhielt, große, schwere Schreiben mit mächtigen Siegeln, schienen schlimme Botschaften zu bringen, denn der Alte öffnete dieselben mit zitternden Händen, und legte sie, meist tief seufzend, nachdem er sie gelesen, bei Seite. „Sollte Alles, Alles umsonst gewesen sein?" hatte er einmal ausgerufen, indem er sich verzweifelnd vor die Stirn schlug, „und soll denn Noth und Armuth über das Kind kommen?"

Die Sache war die, daß Mählig schon seit

Jahren, ja selbst bald nach dem Tode des alten Dähnen, mit einer ziemlich bedeutenden Schuldforderung aufgetreten war, indessen, wie es den Anschein hatte, die Angelegenheit nur lässig betrieb. Vor einiger Zeit aber war er als Brautwerber für seinen Sohn Zacharias bei Josephinen aufgetreten, und als diese seinen Antrag zurückgewiesen, hatte er seine Klage mit verdoppelter Heftigkeit wieder aufgenommen, und jetzt stand die Sache schlecht für Josephine.

Dähnen hatte allerdings eine für seine Verhältnisse nicht geringe Summe bei Mählig aufgenommen, das war aller Welt bekannt; auch wußte man, daß er dieses Geld fast gänzlich auf Ankauf von Feldern und zur Herstellung des Schlößchens auf dem Waldfelsen verwendet hatte, und daß er später eine ihm gehörige entfernter liegende Mühle verkauft, um mit dem Erlöse die Schuld an Mählig zu decken. Eben so war bekannt, daß er die Zahlung für jene Mühle erhalten hatte. Niemand aber wußte, wo dieses Geld hingekommen war. Einige wollten behaupten, Mählig habe es erhalten und läugne den Empfang, aber die Mehrzahl warf die Schuld auf den alten Tobias, der das Geld gestohlen haben sollte.

In jener Zeit konnte man bei ähnlichen Dingen, und bei mangelnden Zeugen und Beweisen, sich durch einen Eid reinigen, und Tobias schwor diesen Eid — falsch, wie jetzt Jedermann behauptete; aber Josephine, welcher, als sie allmälig heranwuchs, dienstfertige Zungen dieses Gerücht zutrugen, fragte einfach den Alten:

„Höre, Tobias, ist es wahr, hast Du das Geld gestohlen?"

Und Tobias hatte eben so einfach geantwortet:

„Nein, auch den Schmuck Deiner seligen Mutter nicht, der ebenfalls fehlt, und von dem nur Wenige wissen."

Das junge Mädchen hatte ihm geglaubt und glaubte ihm auch später. Die Sache, die sein Gewissen beschwerte, war eine andere, aber welche, das wußte sie nicht.

Jetzt, als der Rechtsstreit sich zu Gunsten Mählig's zu entscheiden drohte, sprachen Beide wieder von der Sache.

„Am Ende hat Mählig doch das Geld erhalten," sagte Josephine.

Tobias schüttelte mit dem Kopfe. „Ich glaub's nicht recht," versetzte er, „Mählig läßt keinen Pfennig todt liegen, und er hat seit jener Zeit

keinen größeren Kauf gemacht und kein Capital angelegt. Was er erwarb, geschah durch Sparsamkeit. Ich ließ ihn nicht aus den Augen."

Daß er halb und halb glaubte, die Stiefmutter Josephinens, mit welcher ihr Vater nur wenige Jahre gelebt, habe den Schmuck an sich genommen nach dem Tode Dähnen's, sagte er nicht. Auch jetzt nicht, nachdem sie etwa vor einem Jahre gestorben war. Er sprach nicht gern von der Frau, und Josephine hatte bemerkt, daß er sich stets einige Tage lang in gedrückter Stimmung befand, wenn einmal das Gespräch auf sie gekommen, oder wenn er ihr den Wittwengehalt gesendet, den sie bezog.

Den Proceß mit Mählig, der fast schon so gut wie verloren war, schien Josephine mit Gleichgiltigkeit zu betrachten, so sehr sich Tobias darüber kümmerte.

„Er hat ihn lau betrieben," sagte sie, „weil er glaubte, wenn ich erwachsen, würde er mich zwingen können, seine lange Vogelscheuche, den rothen Zacharias, zu heirathen, aber ich mag nicht. Ich werde mich einschränken, und wir werden ihm das Geld bezahlen."

Tobias lächelte trübselig: „Einschränken, Kind, wie, auf welche Weise? Wir leben ohnedies schon

sparsam genug, und es wird uns wenig bleiben oder nichts. Das Einzige, was man thun kann, ist, daß man hinauszuschieben, zu verzögern sucht."

„So verzögere!" versetzte Josephine, und nahm ihre Flinte, um in den Wald zu gehen.

Ist es möglich, daß man so leichtsinnig sein kann? fragt der liebe und hochgeehrte Leser. Auf mein Wort, Verehrtester, es ist möglich! Ich kann das mit der größten Bestimmtheit versichern, aus Gründen, die ich nicht anführen will, aber ich kann hinzusetzen, daß wohl die Hälfte aller jungen Leute, in deren Adern frisches und gesundes Blut strömt, eben so leichtsinnig ist wie unsere Josephine, und — — am Ende ist das nicht einmal so schlimm, wie es lautet.

Tobias verzögerte wirklich nach Kräften. Er ging zur Stadt, und diesmal nicht als Köchin, als Kinderwärterin oder Jäger, welche Stellen er alle auf dem Waldfelsen bekleidete, sondern als „herrschaftlicher Verwalter," und theilte dem Advocaten mit, daß seiner Herrschaft wenig daran läge, den Proceß rasch beendigt zu sehen, sondern daß, im Falle andere, wichtigere Arbeiten vorlägen, man sich getrost diesen widmen solle, worauf ihm der Advocat einfach zur Antwort gab, daß es ihm im besten Falle möglich sei, den Ausgang

des Processes auf ein halbes Jahr hinauszuschieben, dann aber sei das schlimme Ende desselben nicht länger mehr aufzuhalten.

Der Alte begnügte sich vorläufig mit dieser Galgenfrist. Dann ging er in das Haus einer entfernten Anverwandten Josephinens, bei welcher diese in der letzten Zeit einige Wochen zugebracht hatte. Er hatte den Doppelzweck, das Lob seines Lieblings dort zu hören, und zugleich zu erkunden, wer der Cavalier sei, dem seine Josephine ihr Herz geschenkt habe, denn er ließ es sich nicht nehmen, daß sie dasselbe in der Stadt verloren habe. Allein die Herrschaft, bei welcher er sich melden ließ und Empfehlungen von seinem Fräulein ausrichtete, nahm ihn ersichtlich kühl auf, und bei den Dienstboten konnte er eben so wenig ausrichten. Man schien zwar in der Gesindestube nicht eben ungehalten auf Josephine, aber man sagte ihm, daß sie sich schlecht gefallen habe in der Stadt, das auch allenthalben ungescheut ausgesprochen. Sie sei eben eine wilde Hummel.

Einestheils freute es den Alten, daß sie sich zurückgesehnt in ihre ländliche Heimath, auf der andern Seite aber kränkte und ärgerte es ihn, daß nicht alle Welt seinen Liebling angestaunt

und verehrt wie er selbst. Mißmuthig und verstimmt verließ er die Stadt, und klagte unverhohlen Josephinen sein Leid. Sie lachte ihn aber aus, ohne sich indessen auf Weiteres einzulassen.

Wieder waren Wochen vergangen, der Sommer fing bereits an dem Herbste zu weichen, im Dorfe aber, und oben auf dem Waldfelsen, hatte sich kaum etwas Bemerkbares ereignet, wenn man nicht etwa in Betracht ziehen will, daß Ribonisius anfing den Bauern des Dorfes weniger zu gefallen als früher, und daß seine Hoffnung, als ständiger Vicar dem alten Pfarrer zugegeben zu werden, täglich schwächer wurde. Er hatte allerlei neue Arten von Frömmigkeit mit aus der Stadt gebracht, die den schlichten Leuten dort an See und Wald täglich weniger gefielen. „Er quält unsern alten Herrn mehr, als daß er ihm hilft und ihn stützt," sagten sie, „und uns ist der Alte gut genug." Sie hatten vielleicht nicht ganz unrecht.

Der alte Habermann hatte die Hälfte der Bevölkerung des Dorfes getauft, und mit Allen schlimme und gute Zeiten getheilt, wohl auch, that es noth, sein bischen Habe, denn er hatte sein Weib früh verloren und war kinderlos: für wen sollte er sparen? Daß er bisweilen Fünf gerade sein ließ und durch die Finger sah, statt

zu donnern von der Kanzel, wie der Vicar, that er wohl mehr aus gutem Herzen, als aus Schwäche, und schlichte Menschen und Kinder fühlen das und schätzen es, wie billig. —

Josephine finden wir eines Nachmittags in ihrem kleinen Boote, das sie trefflich zu steuern verstand, und indem sie ihr Segel benutzte, flog sie über die Oberfläche des Sees einer Stelle zu, an welcher sich die Berge theilten und einen Blick über die Ebene gestatteten, wenn eben auch keine weite Fernsicht, denn ein Erlengebüsch, das sich längs des Baches hinzog, hemmte die Aussicht. Aber eben dorthin richtete sie ihre Blicke, sinnend, schwermüthig fast. Sie hatte ihr Segel eingezogen, und fuhr nur bisweilen leise mit dem Ruder über das Wasser, um sich eben auf der Stelle zu halten, an welcher sie sich befand. — Die Sonne hatte bald den Saum des Gebüsches erreicht und schien dasselbe in flüssiges Gold getaucht zu haben, und gleichzeitig begann ein leichter Nebel vom Bache aufzusteigen, der die Erlen in die Ferne zu rücken und zum Theil ihre Umrisse zu verwischen schien.

„Ich bin ein Kind, — nein, ich bin eine Thörin," rief endlich das junge Mädchen aus; „hier sitze ich nun und bilde mir ein, ein Bild zu

sehen von etwas, das ich in der Wirklichkeit floh. Warum? Ich weiß es selbst nicht, aber ich verließ die Stadt, und jetzt zaubere ich mir sie vor in jenen Bäumen. Und in der That, dort ist die runde Kuppel des Domes, dort die fernen Pappeln sind die schlanken gothischen Thürme der alten Klosterkirche, dort ist das Thor, durch welches ich entfloh, und deutlich sehe ich die Dächer und Giebel der Häuser und den Duft, der allabendlich sich über all' das erhebt und endlich Alles verhüllt, wenn einmal die Sonne gesunken ist. Thörin, die ich bin, doppelte, dreifache Thörin! — Und was wäre es nun gewesen, wenn ich geblieben wäre? — Es war besser so, und auch hierher will ich nicht wieder!"

Ein frischer Windstoß flog über das Wasser und kräuselte leichte Wellen. Sie wendete ihr Boot und spannte das Segel, aber dennoch warf sie noch einen Blick zurück auf die Fata Morgana, die sie sich selbst geschaffen. Dann bog sie rasch ein in das Bereich der Felswände; bald war das Stückchen Flachland verschwunden, und der leichte Kahn flog dahin vor dem Abendwinde, daß der Schaum der Wellen ihr Gewand netzte und ein glänzender Streifen den Weg des kleinen Fahrzeuges bezeichnete. Es begann bereits

zu dunkeln zwischen den steilen und hohen Felsenufern des Sees, und Josephine dachte eben daran, ihr Boot zu drehen und quer über das Wasser zu fahren, um den Waldfelsen zu erreichen. Da sie aber die Gewohnheit hatte, vorher eine Felsenecke zu umschiffen und von dort aus erst ihr Boot heimwärts zu lenken, so that sie mechanisch auch heute so.

Eben flog das Boot rasch an jenem Felsenvorsprunge vorüber, und sie hatte die rechte Hand am Steuer, während sie mit der linken die Schnur ihres leichten Segels gefaßt hatte, um, wie sie es liebte, schnell und mit einer einzigen Bewegung den Kahn zu wenden — da stieß sie plötzlich einen lauten Schrei aus, sprang auf, und indem sie einen unwillkürlichen raschen Zug am Segel that, überließ sie das Steuer sich selbst, so daß das Boot einige Secunden lang in der augenscheinlichsten Gefahr war umzuschlagen, und gleichzeitig rasch gegen die vorspringende Felsenkante getrieben wurde.

Das war das Gebahren eines erschreckten und zaghaften jungen Mädchens; im andern Augenblicke aber handelte sie wie ein besonnener und erfahrener Mann, denn sie warf sich rasch wieder auf ihre Ruderbank nieder, faßte gleich-

zeitig Steuer und Segel, hielt ab von dem drohenden Felsen, und indem sie das Boot einen Bogen beschreiben ließ, trieb sie es nach einigen Augenblicken wieder zurück an das Ufer, wo sie das Segel fallen ließ und still hielt. Sie war der augenscheinlichen Gefahr entgangen, sammt ihrem Kahne in den Fluthen zu versinken, und wir gleichzeitig eben so glücklich dem oft gebrauchten Gleichnisse, das Schiff ein Roß zu nennen, das sich stolz bäumt, dennoch aber der kräftig lenkenden Hand gehorcht. — Jetzt blickte sie aufwärts zu einem jungen Manne in Jägertracht, der seine Flinte von sich geworfen hatte, ohne Zweifel, um in's Wasser zu springen und ihr Hülfe leisten zu können, und der jetzt blaß, wie der Tod und keines Wortes mächtig auf sie niedersah.

Das junge Mädchen ihrerseits war einige Augenblicke lang wie mit Purpur übergossen, wie das aber meist der Fall zu sein pflegt, faßte sie sich zuerst wieder.

„Sind Sie es wirklich, Herr Berthold?“ fragte sie dann.

Der also Angeredete schien anfänglich noch immer nicht sprechen zu können, dann sagte er mit erstickter Stimme:

„O mein Gott, welch ein Unglück hätte ich anstiften können!"

„Das wäre meine Schuld gewesen, und jetzt ist zudem das Alles vorüber. Aber wie kommen Sie hierher? Wie kommen Sie hierher?" Sie wiederholte die letzten Worte fast mit Heftigkeit.

Der junge Mann sah sich um, als wolle er sich überzeugen, daß sie nicht belauscht würden, dann sagte er:

„Eine sehr unglückliche Veranlassung hat mich hierher gebracht. Ich hatte ein Duell."

„Sie?" rief Josephine mit so unverhehltem Erstaunen, daß dem Jäger das Blut in die Wangen stieg, da die Ursache dieses Erstaunens unschwer zu deuten war.

Er erwiderte indessen ruhig: „Ja, ich."

Es erfolgte jetzt ein kurzes Stillschweigen, denn wenn der junge Mann sich vielleicht gekränkt fühlte, so schien auf der andern Seite Josephine eine andere Ursache seines plötzlichen Erscheinens erwartet zu haben. Dann aber rief sie:

„Hören Sie, Berthold, das muß ich Alles ausführlich hören. Steigen Sie herunter von Ihrem Felsen und gehen Sie an jene Stelle, wo es mir möglich ist anzulegen mit dem Boote. Ich steige dort aus und komme zu Ihnen an's Ufer."

„Ach,“ sagte Berthold, denn wir wollen ihn jetzt ebenfalls so nennen, „ach, gnädiges Fräulein, das schickt sich aber nicht.“

„Warum nicht gar!“ rief Josephine heftig, „bei uns hier auf dem Lande schickt sich Alles, oder“ setzte sie lächelnd hinzu, „doch wenigstens Vieles, was sich in Eurer einfältigen Stadt nicht schickt. Vorwärts!“

Da Berthold nicht Zeuge war, wie sie vor kurzer Zeit sich das Bild dieser „einfältigen“ Stadt zusammengeträumt hatte aus Pappelbäumen und Erlengesträuche, so schien ihn der rasche Wechsel ihrer Ansicht keineswegs zu befremden, sondern er leistete ihrem Befehle jetzt rasch Folge, kletterte abwärts, und traf fast gleichzeitig mit Josephinen an der bezeichneten flachen Stelle des Ufers ein, und da sich nach ihrer soeben ausgesprochenen Ansicht die Zusammenkunft vollkommen schickte, so wollen wir die beiden jungen Leute sich jetzt selbst überlassen. —

Einige Wochen später sehen wir auf dem Waldfelsen, und in dessen Nähe, einige in ihrem Wesen ziemlich verschiedene Personen, welche indessen einer und derselben Beschäftigung obzuliegen schienen. Vom Waldfelsen selbst aus lugte der alte Tobias hinter einem Buchenstamme her-

vor, aufmerksam über den See hinüber, und beobachtete zwei Personen, welche am entgegengesetzten Ufer zu lustwandeln und in eifrigem Gespräche begriffen schienen. Bisweilen verdeckt durch Gesträuch oder Felsengruppen, kamen sie, auf und nieder gehend, doch häufig so in's Freie, daß der alte Mann mit Sicherheit sein Fräulein erkennen konnte, welches mit einem ihm unbekannten Jäger sich trefflich zu unterhalten schien. Er rieb sich vergnügt die Hände. „Es ist richtig," sagte er, „der fremde, reiche Herr von vornehmem Stande, der sich, wie es nicht anders sein konnte, in meine kleine Peppi verschossen hat, ist ihr nachgereist, und da er des Anstandes halber sie auf unserem Schlosse nicht besuchen kann, treffen sie sich dort drüben." Er machte eine Grimasse nach dem Dorfe zu: „Mählig, alter Spitzbube, Du sollst Deine paar lumpigen Groschen erhalten, verlaß Dich darauf, und was das Andere betrifft, nun, das ist und bleibt meine Sache!"

Auf der Bergwand, welche hinter dem Schlößchen und den Ruinen der alten Abtei anstieg, geborgen durch Gesträuche, standen zwei Andere, welche ebenfalls die drüben Lustwandelnden beobachteten. Sie hatten einen etwas entfernten

Standpunkt, dafür aber war der Eine von ihnen mit einem Fernglas versehen, welches er bereits mit dem besten Erfolge gebraucht zu haben schien. Es waren der Candidat Ribonisius und der lange Zacharias, welcher sich, eben so vergnügt wie Tobias, ebenfalls die Hände rieb und grinsend seine Freude über seine Schlauheit ausdrückte. Auch Ribonisius schien, gleich dem alten Diener, bezüglich der Spazierenden seiner Sache gewiß zu sein, hatte er gleichwohl eine von jenem in etwas verschiedene Ansicht.

„Es ist keinem Zweifel unterworfen, lieber Zacharias," sagte er, „dieser verkappte Jäger ist kein Anderer, als der gott- und pflichtvergessene Candidat Berthold, der sich nicht entblödete, das Schwert zu zücken gegen seinen Nebenmenschen, welcher Nebenmensch noch dazu des Herrn Präsidenten Sohn." Ribonisius schlug bei diesen Worten die Augen gegen den Himmel und fuhr dann fort: „Sie fahnden auf den unchristlichen Mörder, denn es soll schlimm stehen mit dem Verwundeten, und es ist unsere Pflicht, uns seiner zu bemächtigen, und das zwar schleunigst."

„Zeigen Sie's an," sagte Zacharias; „Sie kriegen hernach die Pfarre, das wird der Präsident schon durchsetzen können."

„Ich ziehe vor,“ erwiderte Ribonisius, „mich selbst mit Hülfe der Bauern seiner zu versichern; er könnte Nachricht bekommen und uns entwischen.“

Zacharias schien mit diesem Plane nicht recht einverstanden. „Er ist drüben beim alten Förster,“ sagte er; „das ist ein rabiater Kerl, der giebt ihn nicht heraus, und scheert sich den Teufel darum, uns eins auf den Pelz zu brennen.“

„Wenn der Gerechte sich das Schwert umgürtet, wird der Herr sein Schild sein,“ versetzte Ribonisius mit Salbung; „übrigens,“ setzte er hinzu, „werden die Landleute das Werk der Gefangennehmung vollziehen, sie werden die Truppen vorstellen, und ich selbst werde blos als das leitende Princip auftreten.“

Zacharias erwiderte nichts mehr, hatte aber seine eigenen Gedanken.

Er hatte spionirt bei Tag und Nacht, um zu erfahren, was wohl die Gründe der täglichen Gänge des Fräuleins an’s jenseitige Ufer wären, und endlich war er so glücklich, die Zusammenkünfte Josephinens mit dem Jäger zu erspähen. Wie es bei ähnlichen Dingen zu gehen pflegt, war man am Anfange außerordentlich vorsichtig, nach einiger Zeit aber unendlich sorglos, und

deshalb war es dem langen Zacharias, den Eifersucht und Bosheit stachelten, möglich geworden, seine ungelenken Gliedmaßen hinter einem Felsen zu verstecken, und sogar Einiges aus dem Gespräche der Beiden zu belauschen.

Er erfuhr, daß Josephine Berthold schon in der Stadt kennen gelernt und denselben liebgewonnen habe, und es war nicht schwer zu errathen, daß der junge Mann zu schüchtern gewesen, sich ihr zu nähern, und daß sie zum Theil aus Unwissenheit hierüber, zum Theil, weil ihre Verwandten gespöttelt über ihre Neigung, so rasch die Stadt verlassen habe. Was aber dieser Berthold in der Stadt für eine Stellung eingenommen, und auf welche Weise er dazu kam, hier als Jägerbursche aufzutreten, das gelang erst später seinen und Ribonisius' vereinten Bemühungen auszuspüren.

Berthold war Erzieher im Hause von Josephinens Verwandten, und die gedrückte Lage, in welcher sich der junge Mann jenen hochmüthigen Leuten gegenüber befand, trug vielleicht nicht wenig dazu bei, das anfängliche Wohlgefallen Josephinens in Liebe zu verkehren. Man weiß, daß Mitleid und Liebe sich die Hände reichen. — Einige Zeit nach der Abreise Jo=

sephinens wurde Berthold in ein Duell mit dem Sohne des Präsidenten verwickelt, mußte in Folge dessen seine Stellung verlassen, und nach dem für seinen Gegner unglücklichen Ausgange der Ehrensache aus der Stadt fliehen.

Dies erfuhr Ribonisius durch briefliche Mittheilungen aus der Stadt, während Zacharias erkundete, daß der ehemalige Candidat im Forsthause, unweit der Nebelschlucht, eine Zuflucht gefunden, da der Förster ein alter Freund seines verstorbenen Vaters war. Das Alles war, wie man zu sagen pflegt, Wasser auf Ribonisius' Mühle.

Schon auf der Hochschule hatte er Berthold gehaßt, da dieser ein flotter Studio gewesen, wie zu jenen Zeiten das bei den Theologen nicht selten der Fall, während er selbst schon als Student den Pastor gespielt, wie auch das heute noch vorkommt. Es war ihm höchst erfreulich, den „Renommisten" jetzt in die Patsche bringen zu können. Ohne Zweifel aber war die Sache auch nutzbringend für ihn selbst; denn wenn es seinen Bemühungen gelang, den flüchtigen Duellanten einzufangen und in die Stadt zu liefern, so hielt er sich der Dankbarkeit des Präsidenten für gewiß. — Er verließ also Zacharias und ging

auf Seitenwegen in's Dorf, um mit Hülfe des alten Mählig und des Schulzen einen Trupp Bauern aufzubringen, mit welchen er noch in dieser Nacht vor das Forsthaus zu ziehen, und die Auslieferung Berthold's zu bewirken gedachte.

Zacharias blieb zurück und kaute an den Nägeln. Wie wir bereits bemerkten, hatte er seine eigenen Gedanken. Wenn es Ribonisius vorzugsweise auf Berthold abgesehen hatte, so hatte er selbst das Fräulein im Auge. „Der Ribonisius," dachte er, „hat im Sinne, sich drinnen in der Stadt herauszubeißen, um später Pfarrer in unserem Dorfe zu werden, aber ich will dem hochmüthigen Dinge, dem Fräulein, einen Schabernack spielen. Dieser einfältige Hofmeister mit seinem weißen Gesichte, seinen schwarzen Haaren und langen schmalen Fingern kümmert mich weniger. Er soll auch was abkriegen, aber sie, die abgeschmackte Person, ist die Hauptsache. Der Hofmeister muß auf dem Waldfelsen gefangen werden, bei ihr, von ihr verborgen, daß es nachher bekannt werden soll, in der ganzen Gegend, dafür will ich sorgen. Es ist auch allenthalben herumgekommen, daß ich den Korb von ihr gekriegt habe! Ich muß sie merken lassen, daß er drüben beim Förster nicht mehr sicher ist, daß sie ihn

heute schon fassen wollen. Ich denke, es ist nichts natürlicher, als daß sie ihn dann verbirgt!"

Er begriff indessen, daß Eile nöthig, wenn ihm Ribonisius nicht zuvorkommen sollte. Er lief rasch den Weg hinab in's Dorf, um seine Maßregeln zu treffen, aber der Zufall kam ihm günstig entgegen, in Gestalt eines kleinen Jungen, dessen Verschlagenheit er kannte, und welchen er selbst schon zu allerlei kleinen Spitzbübereien benutzt hatte. Er rief den Kleinen zu sich und instruirte ihn.

Peter blinzelte pfiffig. „Dumm stellen," sagte er, „lauschen und wiedersagen, ich habe Alles begriffen."

Zacharias riß ein Blatt aus seiner Schreibtafel und schrieb mit Bleistift einige Zeilen auf dasselbe. Daß das Blatt unreinlich und seine Schrift nicht die beste, beachtete er nicht, und auch hierin war ihm der Zufall günstig, wie wir sogleich sehen werden.

Nachdem der Junge den zusammengefalteten Zettel erhalten hatte, kletterte er zwischen den Felsen hinab zum See, löste ein kleines Boot, das dort zwischen einigen Weiden befestigt war, und ruderte über das Wasser. Als er sah, daß Josephine und ihr Begleiter ihn bemerkt hatten,

gab er ihnen durch Zeichen zu verstehen, daß er ihnen etwas zu sagen habe, und nach kurzer Berathung gingen Beide nach dem Ufer.

Nachdem Berthold das an ihn adressirte Blatt gelesen hatte, gab er es schweigend an Josephine. Es lautete:

„Sie sind im Forsthause keinen Augenblick mehr sicher. In einigen Stunden vielleicht schon wird man es umzingelt haben, um sich Ihrer zu bemächtigen. Verlassen Sie überhaupt das jenseitige Ufer des Sees. Man wird jeden Winkel dort nach Ihnen durchsuchen. Ein Freund."

„Wer gab Dir den Zettel, Junge?" sagte Josephine.

„Ein Mann."

„Nun ja," rief Josephine ungeduldig, „aber wie sah er aus?"

„Jawohl," versetzte Peter, indem er ein einfältiges Gesicht machte.

„Höre einmal," rief das Mädchen, indem sie hastig einen Schritt auf ihn zuging, sie schien sich indessen zu besinnen und reichte ihm ein kleines Geldstück: „Wie sah er aus?"

Der Knabe lächelte blödsinnig, dann sagte er aber dennoch: „Wie ein Stadtherr."

Josephine trat einige Schritte mit Berthold

bei Seite. „Wer kann Sie gewarnt haben? Haben Sie eine Ahnung? Die Schrift ist kaum die eines Gebildeten, und das schmutzige Blatt selbst ist aus einer Brieftasche gerissen.“

Berthold sann einige Augenblicke nach. „Ich habe kaum einen Freund, der sich meinetwegen der Gefahr aussetzen würde, mich zu warnen. In der Stadt wenigstens nicht. Auch ist mir die Schrift vollkommen unbekannt. Aber halt!“ setzte er nach einigen Augenblicken hinzu, „ich glaube, ich bin auf den Grund der Sache gekommen. Wellenberg selbst, mein Gegner, läßt mich warnen. Man schlägt sich, aber man hilft sich wohl auch wieder, besonders wenn es darauf ankommt, der Justiz ein Schnippchen zu schlagen.“

„Dann hat er einen Diener geschickt,“ sagte Josephine, „das paßt zu Papier und Schrift.“ Sie wandte sich, um Peter näher zu befragen, aber dieser war verschwunden.

Die beiden jungen Leute sannen Beide eine kurze Zeit lang nach. Dann sagte Josephine:

„Wir müssen rasch handeln, denn später werden wir ohne Zweifel beobachtet, und die Nacht schützt nicht, da heller Mondschein ist. Wir müssen jetzt sogleich über den See.“

„Wohin?“ fragte Berthold erstaunt.

„Wohin?“ erwiderte Josephine, „wohin? Zu mir auf den Waldfelsen, in mein Haus. Dort sucht Sie Niemand, und wenn, so wird Sie Niemand finden.“

„O mein Gott, Fräulein,“ versetzte der junge Mann, „das geht nicht! Wenn man mich dennoch fände, oder wenn man nur erführe, daß ich mich bei Ihnen verborgen — bedenken Sie das Gerede der Leute, bedenken Sie die Folgen!“

Josephine sah ihn mit leuchtenden Blicken an.

„Bedachten S i e die Folgen,“ sagte sie mit vor Aufregung zitternder Stimme, „als Sie sich mit diesem Wellenberg schlugen, weil er über mich spöttelte? Bedachten Sie da das Gerede der Menschen? Bedachten Sie Ihren verscherzten Beruf als Geistlicher —?“

„Ach Fräulein Josephine,“ rief Berthold, „das ist das Geringste. Sie wissen ja selbst, daß ich nach der Kanzel nie besondere Sehnsucht hatte.“ —

Aber wir wollen das Gespräch der jungen Leute nicht länger belauschen, sondern nur einfach erzählen, daß Beide kurze Zeit danach auf dem Boote Josephinens über den See und nach dem Waldfelsen fuhren, und daß Zacharias, der oben auf der Lauer stand, vergnüglich mit den

Fingern schnalzte, als er hierdurch die Gewißheit erhielt, daß sein Anschlag gelungen sei, noch ehe sein Bote, der sie behorcht hatte, ihm die gleiche Nachricht mündlich überbrachte. „Sie sind in der Falle," sagte er, „und später kann's losgehen." —

Leise rauschend zog ein Lufthauch durch die mächtigen Buchen, die ihre belaubten Arme über die Ruinen der Klosterkirche ausstreckten, und ihre Blätter erzählten sich flüsternd, was sich begeben des Tages über. Wie die Sonne sich vergeblich bemüht, durch ihr grünes Laubdach auf den moosigen Boden zu blicken unter ihnen, wie die Schwalben auf den alten Klostermauern Allerlei von einer langen Reise gesprochen, die sie bald zu unternehmen gedächten, und wie andere Vögel sich von einer Zeit erzählt hätten, die bald kommen würde, welche man den Winter nenne, und in welcher alle Blätter sterben müßten. Die Vögel wären wohl falsch berichtet, meinten die Blätter. So lange sie sich erinnern könnten, und das sei lange, lange her, sei es immer so gewesen wie jetzt. Graue Aeste, grüne Blätter. Es werde wohl auch in der Folge so bleiben, ja es sei lächerlich, sich einen Baum zu denken ohne Blatt. Freilich fiel hier und da ein einzelnes Blatt zu

Boden, in dieser Nacht schon, aber die anderen beachteten das nicht. Was machte ein fallendes Blatt gegen die vielen Tausende anderer, die noch fest an den Aesten saßen und grünten und lustig schwatzten.

Wo aber die Buchen sich nicht die Arme reichten über der verfallenen Mauer der Abtei auf dem Waldfelsen, da drangen die Mondstrahlen durch die gothischen Bogen und legten sich drinnen hin auf den Boden der Kirche, das Gras, das ihn bedeckte, bläulich färbend und sich so ruhig und ernsthaft stellend, als wären sie gar nicht die beweglichen Kinder des Mondmannes droben am tiefblau gefärbten Himmel, der lächelnd hinabsah auf die schöne Welt und die närrischen Menschen, und wartete auf eine recht absonderliche Thorheit in Diebes-, Liebes- oder anderen Angelegenheiten, die sie ihm aufführen wollten. Dazu wollte er leuchten, wie er das gewohnt war und gern that.

Seine anderen Kinder saßen nicht so still. Einige von ihnen liefen draußen auf und nieder an der alten Steinhauerarbeit und belebten die wundervollen Gedanken des alten Meisters, der das Kunstwerk erdachte. Sie ließen die steinernen Blumen, die sein Meißel geschaffen, erblühen in

mancherlei Farben, verwandelten die schlanken Steinschäfte in glänzendes Elfenbein, sie glätteten, was der Zahn der Zeit benagt und uneben gemacht, und bargen wohl auch, wo fast allzu viel Reichthum des Gedankens und Fülle des Schmuckes. Denn solches ist dem Mondlichte eigen, und es ist das nicht die geringste seiner zauberischen Gaben.

Andere kosten mit den Blumen, die Josephine hegte und pflegte außen an der Klostermauer. Sie schlüpften in die duftenden Kelche der Nachtviolen, und küßten die späten Levkoyen, deren Wohlgeruch die Luft erfüllte, dann schufen sie spielend die wenigen Tropfen des abendlichen Thaues, die noch an den Spitzen der Gräser zitterten, um in funkelnde, blitzende Juwelen, um gleich darauf zu tanzen um die Sterne der herbstlichen Astern und ihnen hundertfältigen Farbenschmuck zu leihen. Wieder Andere wanden sich durch den Epheu, der die Wand bekleidete, und diese zeigten erst recht ihre Kraft und Kunst, wie sie luftige Träume weben könnten und Märchen schaffen. Betrachtet Euch nur einmal eine grüne Epheuwand, die der Mond anblickt mit seinen zauberischen Augen. Da taucht vor den Eurigen wohl auch allerlei Blendwerk auf, und Ihr seht Höhlen sich öffnen und zierliche Pforten, aus

denen fremde und wunderliche Gestalten treten, wohl aber auch liebe alte Bekannte, die längst schon schlummern in der Erde. —

Das Alles sah man in jener Nacht auf dem Waldfelsen, und um, und in den Trümmern der alten Abtei.

Unsere Freunde aber? Josephine und Berthold, ihr Schützling? — Nun diese wandelten dort, Arm in Arm, und schienen sich jetzt gegenseitig klar geworden mit der Sprache des Mundes, wie wohl früher schon mit jener der Augen. Er erzählte ihr, wie sein Vater ein Förster gewesen und er als Knabe lustig gestreift in Wald und Feld, gedenkend später wohl auch ein tüchtiger Jäger zu werden. Da sei plötzlich sein Vater gestorben, und seine Mutter sei ihm bald gefolgt, und ein Oheim habe ihn auf eine Schule gethan und ihn bedeutet, daß er für ihn sorgen wolle, als sei er sein eigen Kind, aber — er müsse ein Pastor werden.

Freilich sei ihm, dem Berthold, die Schulbank anfänglich ein harter Sitz gewesen, und er habe übel gewürgt an den lateinischen Brocken. Doch habe er das überwunden, und bezüglich des Pastors, so sei ihm solches das Geringste gewesen, denn die Zeit, bis er in den schwarzen Rock kriechen

mußte, sei ihm wie eine Ewigkeit vorgekommen. Als sie aber allmälig nähergekommen, diese Zeit, und er dem Oheim Vorstellungen gemacht, habe dieser erwidert: „Ganz nach Belieben, mein Sohn, ganz nach Belieben. Die Welt ist groß und offen für Jedermann. Mein Beutel aber ist zu für Dich, wenn nicht die Bibel Dein Streitroß wird. Rechtsverdreher und Giftmischer haben wir genug gehabt in der Familie. Ich will auch einmal einen Berthold auf der Kanzel sehen. Aber ganz nach Belieben."

So sei er denn Theologe geworden und ein flotter Bursche dazu, was ihm der Oheim keineswegs schlimm vermerkt, sondern behauptet, daß ausgetobte Bursche die solidesten Pfarrer gäben. Doch habe er sein Taschengeld beschnitten, als die Studienzeit vorüber, um ihm den Weg zur Solidität zu erleichtern und anzubahnen, und er, der beginnende Candidat, sei Hofmeister geworden, um sich abzutödten und sich vorzubereiten auf spätere schlimme Zeiten, gleich von vornherein, durch das bitterste Brot, das es geben könne. Als Wellenberg schlimme Reden geführt über das „verrückte Fräulein vom Waldfelsen", habe er sich mit ihm, seinem alten Studiengenossen, geschlagen, und nachdem er ihn übel ver-

wundet, sei er zu jenem Förster geflohen, der ein Freund seines Vaters gewesen. Das wäre, so schloß er endlich, so ziemlich Alles, was er erlebt.

„Und ich," sagte Josephine, „kann Dir nur sagen, daß ich Dir gut war, als ich Dich sah, und daß ich Dich zu lieben begann, als ich Deine Bescheidenheit und Schüchternheit bemerkte."

„Ach mein Gott," rief Berthold, „konnte ich es denn für wahr halten, daß das reiche und vornehme Fräulein sich in mich verliebt haben könnte, in mich, den armen Teufel von Hofmeister, der nicht Fisch und nicht Fleisch ist, nicht zu der Herrschaft gehört und nicht zu den Dienstboten, und den deshalb Alles quält im Hause, vom dummen Stalljungen an bis zu den boshaften Rangen, die er erziehen soll, von der fetten Köchin bis zur magern gnädigen Frau, und endlich von deren Kammerjungfer an bis zum gnädigen Herrn, zwei Größen, die sich näher standen in unserem Hause, als die vorher genannten!"

„Eben darum," versetzte Josephine, „eben darum gewann ich Dich lieb, denn ich wußte, daß Du Dich nicht hudeln ließest von den Männern, obgleich sie alle über Dir waren; aber gegen

mich warst Du schüchtern, ja fast scheu. Und jetzt hast Du gar noch eine Lanze für mich gebrochen, ganz wie die alten Ritter, von denen ich Mancherlei gelesen."

Berthold wiegte traurig lächelnd das Haupt.

„Ein prächtiger alter Ritter!" sagte er, „ein Ritter ohne Burg und Graben, ohne Roß und Schwert, ohne Groschen und Pfennig, ja fast ohne Schuh und Wamms, denn ich bin arm wie eine Kirchenmaus, und habe nicht einmal mehr die Aussicht, zehn Jahre als Candidat zu hungern, und dann mich auf einer magern Pfarre kümmerlich zu behelfen, denn das theologische Gnadenpförtlein ist jetzt für mich geschlossen und mit ihm des Oheims milde Hand."

„Das paßt sich trefflich," erwiderte Josephine ruhig, „denn es wird höchstens noch acht Wochen dauern, bis der ehrliche Mählig den Waldfelsen wird verkaufen lassen, um zu seinem Gelde zu kommen. Dann bin ich arm wie Du."

„Und was bleibt uns dann? Welche Hoffnung haben wir?"

„Unsere Liebe," sagte das Mädchen, „unsere Treue und das Vertrauen auf Gott, welcher — — Horch!" —

Sie hob hastig den Finger, Stille gebietend und horchend.

Auch Berthold stand lauschend, es däuchte ihm indessen, als sei Alles still und ruhig; Josephine aber faßte ihn jetzt an der Hand und zog ihn eilig durch die Ruinen des Klosters nach dem Schlößchen. Dort trat sie mit ihm ein und schob die schweren Riegel der Thür zu. „Sie kommen," sagte sie, „Dich zu fangen; wie und warum sie, jener Warnung entgegen, hierher kommen, weiß ich nicht, aber ich hörte den Tritt mehrerer Männer, die den Felsen heraufschleichen, und jetzt, in der Nacht, kommt Niemand zu uns, wenn nicht in schlimmer Absicht."

Sie waren mittlerweile in das erste Stockwerk gegangen und hatten sich hinter den Vorhängen des Fensters verborgen, und jetzt hörte auch Berthold, war gleich sein Ohr nicht so geübt wie das Josephinens, das Herankommen mehrerer Menschen, wenn diese gleichwohl offenbar sich leise und geräuschlos zu nähern suchten.

Der junge Mann runzelte die Stirn, und sein Auge suchte nach einer Waffe. „Ich werde mich hinausstürzen und ihrer so Viele erwürgen, als ich vermag, und dann werde auch ich sterben," sagte er düster.

„Und was würde das helfen?“ versetzte das junge Mädchen.

„So will ich durch das Fenster steigen und durch das Eichenholz zu entkommen suchen, denn unter keiner Bedingung dürfen sie mich hier finden bei Dir.“

Josephine schüttelte das Haupt: „Das geht nicht! Ohne allen Zweifel haben sie das Schloß umstellt. Aber ich werde sie selbst einlassen, und dennoch soll Dich Niemand finden. Komm!“

Sie führte ihn hinweg.

Als sie nach kurzer Zeit wiederkehrte, fand sie Tobias in der Stube. Wie sie am Abend Berthold in's Haus gebracht, hatte der Alte sich ehrfurchtsvoll verneigt, dennoch aber unverhohlen seine Bedenken geäußert, ob es passend sei, daß der Herr Graf vor seiner Vermählung mit dem Fräulein auf längere Zeit, er betonte das Wort, das Schloß besuchten. Auf die Aeußerung Josephinens, daß Herr Berthold kein Graf, sondern ein Candidat sei, stutzte er anfänglich, dann aber beruhigte er sich.

„Ein Candidat,“ sagte er geringschätzig, „kann hier sein, so lange er will, da wird Niemand etwas Schlimmes denken.“

Als ihm aber Josephine eröffnete, daß eben

dieser Candidat ihr Geliebter sei, ward er wüthend und schwur, daß, da er ohnedies schon ein schwerer Verbrecher sei, es ihm auf einen Mord nun auch nicht ankommen solle, um eine solche Schande und ein solches Unglück zu verhindern. Josephine lachte ihn aus und erzählte ihm den Grund, warum Bertholb habe fliehen müssen, und in welcher Gefahr er sich gegenwärtig befinde. Das besänftigte ihn in etwas, aber dennoch erklärte er, daß er nie zugeben werde, daß das Fräulein von Dähnen eine Pfarrerin werden solle.

„Nein," hatte das Fräulein erwidert, „sei nur zufrieden, Alter, Pfarrleute werden wir nicht." Und dann hatte sie ihn fortgeschickt. — Jetzt fand sie ihn am Fenster stehend, eine Büchse in der Hand, und in gebückter Stellung durch die Vorhänge spähend; er hatte vollkommen begriffen, was im Werke war.

„Was willst Du thun?" fragte sie ihn.

„Ich will zuerst dem alten Schurken, dem Mählig, der sich dort an einen Pfeiler duckt, eine Kugel durch den Schädel jagen, dann dem jungen, den ich zwar nicht sehe, der aber gewiß dabei ist, nachher —"

„Gerade wie der Andere!" sagte Josephine,

„Ihr Mannsleute seid zu gewissen Zeiten alle verrückt. Du wirst nicht schießen, sondern wirst die Thür öffnen."

„Auch gut, aber ich werde unter der Thür den Ersten niederschießen, der die Schwelle betritt."

„Nein!"

„Auf Ehre, ich thu's!" sagte Tobias mit seltener Hartnäckigkeit.

„Ei," erwiderte Josephine, „wirklich? Du wirst niederschießen? Komm einmal!"

Er folgte ihr mechanisch, und sie führte ihn durch mehrere Zimmer bis in eine Stube, deren eine Wand an den noch stehenden Theil der Abtei angebaut war. Da der Mond hell durch die Fenster schien, konnte er auch ohne Kerze deutlich sehen, daß sie an einer Stelle des mit alter Holzvertäfelung versehenen Gemachs stehen blieb, mit einem eigenthümlichen Griffe das Capital einer Säule entfernte, und hierauf an eine Feder drückte. Es öffnete sich eine kleine Thür.

„Da krieche hinein!" sagte Josephine.

„O Fräulein, ich soll mich verstecken, jetzt, in diesem Augenblicke —!"

„Marsch, hinein!" rief sie heftig.

Er machte jetzt Anstalt, ihren Befehl zu be=

folgen, als er aber schon zur Hälfte in der Oeffnung verschwunden war, rief er plötzlich:

„Da sitzt schon Einer, der Schwarzrock, ich will nicht! Der ist an Allem schuld."

Sie schob ihn vollends hinein und klappte rasch die Thür zu. Dann lauschte sie einen Augenblick, und hörte, wie Berthold höflich sagte: „Nehmen Sie Platz, Herr Tobias, es ist ein Bänkchen da," und wie Tobias eine brummige Antwort gab.

„Seid stille da drinnen," rief sie, „sie werden gleich da sein!"

Damit sprang sie fort, denn sie hörte in diesem Augenblicke an die Hausthür pochen.

Als sie ein Fenster oberhalb der Thür öffnete und unbefangen fragte, wer da sei und was man wolle, sah sie an der Thür einige Bauern stehen, welche sich aber alsbald schleunig zurückzogen, da sie vielleicht nicht vollkommen von ihrem eigenen Rechte überzeugt waren, und die Büchse des alten Tobias fürchteten, die derselbe fast allenthalben mit sich trug. Als sie aber Josephinens Stimme hörten, traten sie wieder näher.

„Machen Sie auf, Fräulein Josephe," sagte Einer derselben, „wir müssen hinein."

Josephine spielte die Verwunderte. „Ihr

müßt herein?" sagte sie, „aus welchem Grunde? Und was haben so viele fremde Menschen des Nachts in meinem Hause zu suchen?" Dann setzte sie hinzu: „Ich sehe dort an den Pfeilern und Bogen des Kreuzganges noch mehrere Männer stehen, welche sich, wie es scheint, verbergen wollen? Was habt Ihr vor? Was wollt Ihr?"

Der Schulze trat jetzt hervor, und sagte ziemlich höflich:

„Wir sind die Streifer, Fräulein Josephe, und suchen einen großen Räuber und Mörder, der sich hier oben verborgen hat, wie mir von zuverlässigen Leuten angezeigt worden."

„Ach, Ihr seid es, Herr Vorsteher," erwiderte jetzt das Mädchen mit scheinbar erfreutem Tone, „was bin ich froh! Und jetzt kenne ich auch die Anderen. Ich dachte schon, daß fremdes Diebsgesindel Einlaß begehre, und ich bin ganz allein im Hause, da Tobias heute Abend, ich weiß nicht aus welchem Grunde, in's Holz ging."

„Ja, Fräulein, aber Sie müssen uns einlassen, wir müssen uns jenes gefährlichen Menschen bemächtigen."

„Heiliger Gott!" rief Josephine, „sollte wirklich sich so ein Mensch hier versteckt haben? Und ich bin ganz allein! Aber ich will sogleich öffnen."

Sie that dies wirklich, aber unter der Thür trat sie dem Schulzen entgegen und bat ihn, das Haus umstellen zu lassen, damit der gefährliche Mensch nicht etwa während der Durchsuchung durch ein Fenster entfliehe.

„Unten in den Felsen stecken schon ein Paar," erwiderte der Schulze pfiffig, „aber das Haus hier oben, und selbst die Abtei wollen wir dennoch umstellen, das gnädige Fräulein hat recht."

Er war ungemein höflich, da ihn Josephine „Herr Vorsteher" genannt hatte, was er gern hörte, und das eben zu jener Zeit anfing, Mode zu werden, statt des alterthümlichen Schulzentitels, den er den Bauern nicht abgewöhnen konnte.

Josephine lag daran, so wenig Menschen als möglich in das Haus zu lassen. „Vier Augen sehen weniger als acht," dachte sie. Der Schulze bestimmte jedoch vier Männer, welche mit ihm eintreten sollten, während er den Anderen befahl, das Schloß und die Abtei zu umzingeln. — Jetzt aber trat der alte Mählig, der bisher entfernt gestanden hatte, heran. „Ich will mit hineingehen," sagte er mit eigenthümlichem Tone. „Ich kenne, von früher her, alle Ecken und Winkel da drinnen, und steckt der Bewußte irgendwo, so finde ich ihn sicher."

Josephine erschrak tödtlich. Sie erinnerte sich jetzt plötzlich an Gerüchte, die früher und nur dunkel bis zu ihr gedrungen waren, daß der alte Mählig zu Zeiten ihrer Stiefmutter häufiger das Haus besucht, als wohl so ganz in der Ordnung gewesen. Kannte er ihr Versteck, das sie als ein kleines Kind einmal erlauscht, später mit Mühe wieder aufgefunden, und fast instinctartig vor Jedermann geheim gehalten? Sie fühlte, wie ihr Herz so gewaltsam pochte, als wolle es die Brust zersprengen, und wie der Schreck ihr fast die Sprache raubte. Aber sie faßte sich kraftvoll. Die Frauen sind darin Meister. „Schön, Herr Mählig," sagte sie, „kommen Sie mit herein und helfen Sie uns suchen!" —

Während dieser Verhandlungen fand zwischen Ribonisius und Zacharias, welche sich in einiger Entfernung hinter einem Pfeiler halb versteckt hatten, ein Austausch von Meinungen statt. „Gehen Sie mit hinein, Zacharias," hatte Ribonisius gesagt, „und helfen Sie suchen. Sie waren als Junge öfters im Schlößchen und kennen die Schliche besser als die Bauern."

Zacharias aber, dem das Gewissen schlug und der den alten Tobias, trotz Josephinens Angabe, dennoch drinnen vermuthete, fühlte keinen Beruf

mit einzubringen. Er fürchtete den Alten von jeher und heute mehr als je. „Da sei Gott vor, daß ich meinen Vater verlasse," hatte er gesagt. „Ich will an seiner Seite bleiben, um ihn zu beschützen, im Falle der Mörder da drinnen und der alte Meineidige einen Ausfall machen, und ihre Rache an uns auslassen wollen!"

Als jetzt der alte Mählig sich anschickte, einzutreten, forderte Ribonisius Zacharias auf, jenen zu begleiten und ihn im Falle der Noth zu beschützen. „Ich werde außen bleiben," fügte er hinzu, „und die Umzingelung der Baulichkeiten leiten. Ein kluger Kopf ist in solchen Fällen von mehr Werth als zehn Fäuste."

„Ich will auch die Umzingelung leiten," versetzte Zacharias ärgerlich; „ich bin ebenfalls nicht auf den Kopf gefallen, und zwei kluge Köpfe —"

„Sie fürchten sich," unterbrach ihn Ribonisius. Aber eben als Zacharias ihm diese Aeußerung mit Heftigkeit zurückgeben wollte, war man eingetreten, hatte die Thür geschlossen, und zwei Bauern hatten vor derselben Posto gefaßt, während sich die übrigen um das Schlößchen und in den Ruinen vertheilten.

Innen begann jetzt die Durchsuchung des Hauses. Man zündete die mitgebrachten Laternen und

Lichter an, und Josephine, welche ihre ganze Fassung wieder gewonnen hatte, öffnete bereitwillig und geschäftig alle Schlösser und Thüren, während sie unbefangen sich erkundigte, was der Flüchtige, den man suche, begangen, wer ausgekundet habe, daß er sich hier oben versteckt, und andere naive Fragen stellte. Man gab ihr indessen kaum Antwort, indem der Schulze die geheimnißvolle Miene einer wohlunterrichteten, aber schweigsamen Gerichtsperson annahm, und Mählig in der That auf das Eifrigste mit Durchsuchung aller Winkel beschäftigt schien. Daß die beigegebenen Bauern nicht wußten, wen man suche, und eben so wenig besonderes Interesse hatten, den ihnen Unbekannten zu greifen, war aber augenscheinlich, und Josephine hatte bald die Ueberzeugung gewonnen, daß die Durchsuchung ihres Hauses ohne alle Gefahr gewesen wäre, wenn Mählig sich nicht mit eingedrängt hätte. Dieser indeß pochte an alle Wände, untersuchte an verschiedenen Stellen die Dielen, und ließ sich jedes, wenn auch noch so kleine Behälter öffnen.

Endlich kam man in das Gemach, in welchem sich unser Flüchtling versteckt befand. Mählig schien eben auf diese Stube gewartet zu haben. Aber er ging nicht, wie bisher in den übrigen,

sogleich auf die Wände zu, um dieselben auf allerlei Weise zu untersuchen, sondern er stellte sich in die Mitte der Stube unter einen dort an der Decke befestigten Kronleuchter, und ging dann in schiefer Richtung auf eine gewisse Stelle der Wand zu, indem er die Schritte abzuzählen schien. Josephine erbleichte. Es unterlag keinem Zweifel, er hatte Verdacht, ja wohl vielleicht mehr als Verdacht, er kannte ihr Geheimniß zum Theil, wenn nicht ganz.

Er traf indessen nicht auf die Stelle, hinter welcher Berthold und Tobias saßen, war gleich der von ihm aufgesuchte Ort nicht weit vom wirklichen Versteck entfernt. Jetzt pochte er an das Täfelwerk, es klang hohl, und er sah triumphirend um sich. Dann ging er einen Schritt weiter, wieder pochend und mit demselben Erfolge, es klang auch hier hohl. Der Versteck selbst gab den gleichen Ton, und so alle die mit Vertäfelung bekleideten Wände. Josephine konnte trotz ihrer Angst ein Lächeln nicht unterdrücken. Es ward ihr klar, daß man mit verständiger Umsicht Sorge getragen hatte, auch das übrige Holzwerk in einem gewissen Zwischenraume von der Mauer anzubringen, und sie begann sich sicherer zu füh-

len in dem Grade, in welchem Mählig offenbar den Boden verlor.

Die Bauern lachten ihn indessen ungescheut aus, und während sie allerlei plumpe Späße trieben, befahl der Schulze das Gemach zu verlassen und weiter zu suchen. „Wir können mit diesen Narrheiten nicht die ganze Nacht zubringen,“ sagte er. — Natürlich fand man auch im übrigen Schlosse nichts, und nach einiger Zeit verließen die Bauern dasselbe, indem sich der Schulze höflich bei Josephinen entschuldigte. Diese reichte ihm freundlich die Hand, und machte gegen Mählig eine tiefe und ernsthafte Verbeugung.

„In ein paar Wochen vielleicht,“ sagte dieser mit einem bösen Blicke, „habe ich in meinem Eigenthume gefunden, was ich heute in fremdem vergebens suchte.“

Das junge Mädchen erwiderte nichts, sondern trat, auch die abziehenden Bauern freundlich grüßend, zurück in die Hausflur, ohne indessen die Thür derselben zu schließen. Dann aber folgte sie ihnen heimlich in einiger Entfernung und hörte, wie Zacharias und Ribonisius sich schlimme Worte gaben. Sie vernahm, daß Zacharias sich den bereits aufgebotenen und auf dem Wege, befindlichen Männern in den Weg gestellt

nach dem Forsthause und die Anzeige gemacht, daß er bestimmt wisse, der flüchtige Mörder befinde sich im Schlosse. Deshalb schalt ihn jetzt Ribonisius, indem er ihm allerlei spitze Reden gab, und zugleich verlangte, daß man jetzt noch nach der Försterei aufbreche.

Der Schulze schien plötzlich das Gehör verloren zu haben, aber die Bauern erklärten ungestüm, daß ihnen das nicht einfiele, es seien jetzt genug Narrenspossen getrieben worden. Sie wollten schlafen, und bezahlten nicht deshalb die schweren Abgaben und Steuern, um bei nachtschlafender Zeit Spitzbuben zu fangen, die vielleicht gar nicht vorhanden. Der Respect gegen Ribonisius schien bedeutend erschüttert, und der ganze Troß entfernte sich geräuschvoll und unaufhaltsam immer weiter, bis endlich Alle im Dorfe verschwanden. Wachen oder Späher auszustellen, fiel Niemand ein, und das war es eigentlich, was Josephine wissen wollte.

Sie flog jetzt zurück in das Schloß, verschloß die Thür, und nachdem sie eine Blendlaterne angezündet und vorsorglich ihr eigenes Licht gelöscht hatte, eilte sie nach dem Verstecke, indem sie hastig und mit zitternden Händen die Vertäfelung bei Seite schob. Aber sie fuhr entsetzt zurück.

Ihre beiden Getreuen waren verschwunden, und statt des Bänkchens, dessen Berthold gegen Tobias erwähnt, gähnte sie eine dunkle Höhlung an. — Sie leuchtete hinab in die Tiefe, aber sie konnte nichts erblicken, und unten blieb Alles still „O mein Gott, mein Gott," rief sie entsetzt, „sie sind Beide verunglückt, und ich, ich trage die Schuld! Berthold! Tobias!" rief sie dann, „wo seid Ihr? Gebt Antwort, wenn Ihr noch lebt!"

„Juchhei!" scholl es jetzt von unten, und zwar nicht aus besonderer Tiefe, „juchhei! Es ist die Josephine, das Fräulein, und allein, die Bauern sind fort! Gott segne Dich, kleine Peppi! Gott segne Dich!"

Es war Tobias, das unterlag keinem Zweifel, obgleich sich Josephine die große Heiterkeit des alten Mannes keineswegs erklären konnte.

„Wo ist Berthold," rief sie jetzt hinab. — Sollte der Alte verrückt geworden sein und ihrem Liebling ein Leid zugefügt haben? — Aber auch Berthold gab jetzt Antwort.

„Liebe, herzige Josephine," rief er, „so glücklich war ich in meinem Leben nicht! Wirf nur gleich einen tüchtigen Strick herunter, dann wird Alles gut."

Josephine war bisweilen, wie man zu sagen pflegt, kurz angebunden, und trotzdem, daß sie sich einer gewissen Aengstlichkeit nicht erwehren konnte, rief sie jetzt doch mit ärgerlichem Tone hinunter: „Was sind das für Tollheiten! Laßt die Possen und kommt augenblicklich herauf!"

„Ja, Fräulein," schrie jetzt unten Tobias, „anders geht's nicht, und auf dem Schranke in meinem Zimmer liegt einer. Der reicht aus."

„Freilich, Josephine, hole ihn, den Strick nämlich, und dann kommen wir, oder —"

Es schien dem Mädchen, als werde Berthold am Weitersprechen verhindert, obgleich sie den Grund nicht begreifen konnte, da die Beiden offenbar in gutem Einverständniß waren, ja ersichtlich in einem bessern als vorher. Doch lief sie jetzt, ohne weiter etwas zu sprechen, nach der Stube des Alten, und fand richtig an der bezeichneten Stelle ein Endchen eines Seiles von einigen Ellen Länge. „Da werden sie nicht viel damit anfangen können," dachte sie, doch eilte sie rasch zurück, und warf es hinunter:

„Da, Ihr Narren!"

Sie hörte eine kurze Zeit lang, wie Beide offenbar beschäftigt waren, irgend eine Arbeit vorzunehmen.

„Ihr seht ja nichts," rief sie hinab, „ich will eine Schnur holen und Euch ein Licht hinunterlassen."

„Brauchen's nicht, wir kommen schon!" rief Tobias, und in der That hörte sie jetzt ein eigenthümliches Knarren und Schnurren. Ohne Zweifel zogen sie sich aufwärts und hatten des Seiles bedurft, um irgend einen Schaden am Mechanismus der Versenkung zu bessern. — Josephine trat zurück, und jetzt erschien das Bänkchen, aber auf demselben saßen nicht Tobias und Berthold, sondern es lagen auf demselben vier mächtige Geldsäcke.

Sie hatte im Augenblicke den ganzen Zusammenhang begriffen und sprang hinzu, um die Säcke hinwegzunehmen, sie waren so schwer, daß dies nicht ohne eine gewisse Anstrengung von ihrer Seite geschehen konnte; als sie aber das Bänkchen von seiner Last befreit hatte, versank dasselbe, um kurze Zeit darauf, mit der gleichen Anzahl von Säcken beschwert, aufzusteigen. Sie that wie vorher, und als jetzt die Bank zum dritten Male emporstieg, saßen Tobias und Berthold auf derselben. Sie erwartete einen stürmischen Ausbruch der Freude von Seite ihres alten treuen Tobias, aber er schien die Heiterkeit

verloren zu haben, welche vorhin unten in der Tiefe über ihn gekommen war, und seine Miene war ernst und feierlich.

Nachdem er aus dem Verstecke gestiegen war, schritt er auf Josephine zu und sagte, indem er ihr ein Kästchen von getriebenem Silber überreichte, mit zitternder Stimme:

„Da, Kind, da, kleine Peppi, da hast Du den Schmuck Deiner Mutter, von dem alle Welt geglaubt, daß ich ihn gestohlen, und da liegt das Kaufgeld für die Mühle, das ich auch gestohlen haben soll.“

Josephine sah ihm ernsthaft in die Augen und entgegnete:

„Laß die ganze Welt! Ich, Deine kleine Peppi, hab's nie geglaubt, das weißt Du, alter Narr, und,“ setzte sie hinzu, „und das hast Du auch wohl gewußt, Du liebe, treue Seele!“ Und dann flog sie auf ihn zu, umschlang ihn und küßte die Thränen hinweg, die reichlich über seine gebräunten Wangen flossen. —

Als man sich erholt und wieder zurecht gefunden in seinen Gefühlen, den Schatz in Sicherheit gebracht, und, da Alle der Schlaf floh, in Josephinens Zimmer den Anbruch des Tages

erwartete, erfuhr Josephine, wie die beiden Männer den Fund gemacht.

„Wir saßen da drinnen," sagte Tobias, „wie zwei Finken im Bauer, und ich war voll Aerger auf den Berthold da, der jetzt doch einzig und allein an unser Aller Glück schuld ist. Ich brummte und knurrte daher, als er unruhig wurde, hin und wieder rückte und endlich mit einem Gegenstande zu klappern anfing, den ich nicht sehen konnte, obgleich etwas Mondlicht durch die Luftlöcher fiel, die im Schnitzwerke der Vertäfelung angebracht waren."

„Ich konnte schon in der Schule nicht lange still sitzen," fiel Berthold ein, „das hat mir manche schlimme Stunde gemacht."

„Ja," fuhr Tobias fort, „dort in unserem Kasten trieb er's immer ärger, und ich sagte ihm, unter uns klingt es hohl, vor uns ist die dünne Wand, und die Dummköpfe, die Bauern, sind auch schon im Hause. Wenn Sie so fortlärmen, so finden sie uns, ohne daß sie zu suchen brauchen. — Ich habe da eine Schnur mit einem Ringe, erwiderte er, „ich möchte wohl wissen —" „Lassen Sie in's Teufels Namen die Schnur gehen," rief ich, das ist eine Mausefalle.

„Aber er zog dennoch daran, wir fingen an zu sinken, im Anfange ganz langsam, plötzlich aber blitzgeschwind, das heißt, wir plumpten mitsammt unserem Bänkchen hinab in ein kleines Gewölbe, und ich fiel mit der Nase auf ein Ding, das ich sogleich für einen Sack mit Geld erkannte. Dann fanden wir auch die anderen und das Schmuckkästchen, welches ich früher oft in Händen gehabt. Ich theilte dem Berthold, dem Glückskinde, mit, wie die Sachen ständen, wir umarmten uns schweigend, denn wir hörten oben die Bauern rumoren, aber ich glaube, wir haben Beide geflennt wie kleine Jungen, aus Freude und Vergnügen, während die oben voll Aerger und Bosheit nach uns suchten.

„Als wir glaubten sie abziehen zu hören und uns wieder rühren durften, fanden wir das morsche Seil gerissen, durch welches das Bänkchen auf und ab gezogen wurde. Aber das war leicht herzustellen, als jedoch später der Schein von des Fräuleins Laterne in unser Gewölbe fiel, hielten wir uns anfänglich still, da wir doch nicht sicher überzeugt waren, ob die Luft ganz rein. Das ist die Geschichte.“

Josephine theilte nun den Männern mit, daß sie als kleines, kaum dreijähriges Kind einmal

gesehen, wie ihr Vater jenes Versteck geöffnet, und daß es ihr schon jenes Mal aufgefallen sei, wie da eine Thür in der Wand, ohne Schloß und Riegel. Indessen sei ihr erst nach Jahren die Sache wieder in's Gedächtniß gekommen, sie habe dann gesucht und gefunden, wenngleich nicht den Ring mit der Schnur, habe aber, sie wisse selbst nicht genau warum, Niemand etwas von ihrem Funde gesagt. Dann sprach man die Vermuthung aus, daß Josephinens Vater jene bedeutende Summe dort auf kurze Zeit geborgen, aber vom Tode überrascht worden sei, ehe er an Mählig seine Schuld habe tilgen können. „Er hat," sprach Tobias mit einem tiefen Seufzer, „er hat vielleicht auch so nicht recht getraut."

„Warum?" fragte Josephine. Aber der Alte machte ein abwehrendes Zeichen, und schwieg hartnäckig. Sie kannte ihn und wußte, daß er jetzt keine weitere Auskunft geben werde, und da eben die ersten Strahlen der Sonne die Wipfel der Eichen zu vergolden begannen, so sagte sie, daß man sich nun trennen wolle, und daß sie Fürsorge treffen werde, daß Berthold für das Erste unentdeckt im Schlosse bleiben könne, bis auf bessere Nachrichten aus der Stadt.

„Gott gebe, daß sie eintreffen," sagte Ber=

thold, plötzlich ernst geworden. „Was mußt Du von mir denken, Josephine, daß ich hier so heiter und sorglos erscheine, während drinnen in der Stadt mein Gegner, jener Wellenberg, schlimm verwundet liegt, ja vielleicht mit dem Tode ringt!"

„Gott wird helfen," versetzte das junge Mädchen. „Hat er denn nicht auch heute die Last von der Brust unseres alten Tobias genommen, die ihn so lange gedrückt?"

„Zur Hälfte!" entgegnete Tobias. — Dann trennte man sich. —

Am selben Morgen verließ Ribonisius mit dem Frühesten das Dorf, und begab sich nach der Stadt. „Er ist jetzt gewarnt, und es wird kaum möglich sein, ihn zu fangen. Ich mache also jetzt beim Präsidenten die Anzeige. Der Mann empfängt mich mit offenen Armen, wenn ich ihn mit dem Aufenthalte des Flüchtigen bekannt mache." — Es sah aber schlimm aus mit dem guten Empfange beim alten Präsidenten Wellenberg.

Er bot Ribonisius höflich einen Stuhl, dann ließ er ihn ruhig reden, ohne eine Miene zu verziehen, und als dieser endlich schwieg, sagte er einfach:

„Nun?"

Ribonisius war ein guter Redner und ein kluger Mann, nichtsdestoweniger wurde er verdutzt, durch dieses einfache „Nun." Wußte der Mann bereits Alles, oder war er durch alle die Dinge, die ihm hier gesagt wurden, so in Erstaunen versetzt, daß er keines Wortes mächtig war? — Er begann jetzt weiter zu sprechen, schilderte ausführlich den vergeblichen Versuch, sich Berthold's zu bemächtigen, und mengte zuletzt allerlei Dinge in seine Erzählung, die er besser weggelassen hätte; und als der Präsident noch immer schwieg, schloß er endlich, indem er hinzufügte, daß alle die Schritte, die er gethan habe, lediglich entsprungen seien aus seinem Eifer, dem Hause Seiner Excellenz einen Dienst zu erweisen.

„Was die beabsichtigte Inhaftirung des jungen Berthold betrifft," sagte jetzt der Präsident trocken, „so ist dieselbe nicht von mir ausgegangen, und es liegt auch kaum in meinem Interesse, daß dieselbe stattfindet."

Ribonisius verbeugte sich mit einem süßen Lächeln. „Er will den Unparteiischen spielen," dachte er.

Der Präsident aber fuhr fort: „Was hilft es uns, wenn der junge Mann eingezogen wird? Mein Sohn, ob verwundet oder nicht, ist eben

so schuldig als jener und müßte so gut wie Berthold zur Rechenschaft gezogen werden; und übrigens," setzte er etwas lebhafter hinzu, „kümmern sich anständige Väter nicht um die Ehrensachen ihrer Söhne."

„Du hochmüthiger Narr!" dachte Ribonisius, verbeugte sich indessen abermals, und sagte: „Ich weiß, daß unter Edelleuten bezüglich des Zweikampfes andere Ansichten —"

Der alte Wellenberg ließ ihn nicht aussprechen. „Ich bin kein Edelmann," rief er heftig; „glauben Sie, daß man adelig sein muß, um Präsident werden zu können, oder um sich zu schlagen?"

Ribonisius hatte die schwache Seite des Präsidenten getroffen, die nicht weiter entwickelt zu werden braucht; er bemerkte das zu spät und gerieth in bedeutende Verlegenheit, und als dieser ihm hierauf bemerkte, er brauche sich nicht weiter in der Sache zu bemühen, und er selbst, Wellenberg, wolle Schritte thun, um Alles auszugleichen, entfernte er sich schleunigst. —

Es ging ihm nicht viel besser bei einem Consistorialrathe, zu dem er sich später verfügte. Der wackere alte Herr sagte ihm, daß man vollständig von Allem unterrichtet sei, und gab ihm deut-

lich zu verstehen, daß man seine weitere Einmischung nicht bedürfe, nicht wünsche, und daß er selbst von der Lauterkeit seiner Absicht nur höchst unvollkommen überzeugt sei.

Als er am nächsten Tage um die Mittagszeit zurückkehrte in's Dorf, vollkommen unverrichteter Sache, müde und voll Aerger, kam ihm unter der Thür des Pfarrhauses Josephine entgegen, am Arme Berthold's.

„Grüß' Dich Gott, Ribonisius!" sagte der Letztere, und schritt dann flotten Schrittes mit seiner schönen Begleiterin durch's Dorf. Die Bauern grüßten höflich, und der Schulze, der unter der Thür seines Hauses stand, trat auf Beide zu, sich entschuldigend wegen der Durchsuchung des Hauses von gestern. Gestern am Abend habe er aus der Stadt einen Expressen bekommen, und da erst habe man ihm reinen Wein eingeschenkt, sagte er, aber er habe schon vorher halb und halb gemerkt, woher der Wind.

Josephine reichte ihm die Hand: „Adieu, Herr Vorsteher!"

„Man merkt doch gleich, was Leute sind, die Bildung haben," sagte der Schulze, nachdem sich die beiden jungen Leute entfernt hatten, und da=

bei blickte er nach dem Hause Mählig's, der weniger Umstände machte.

Auch Josephine hatte einen Expressen erhalten vom alten Wellenberg. Mit der Candidatschaft des jungen Berthold stände es freilich schlimm, schrieb er, doch wolle er sehen, was zu thun sei auf diese oder jene Weise. Doch aber dürfe sich Berthold ungescheut allenthalben zeigen. Die Justiz drücke weder ein Auge zu, noch blicke sie durch die Finger, sondern sie sehe mit beiden Augen nach anderen Dingen. Wo kein Kläger sei, sei kein Richter, und sein Sohn sei auf bestem Wege der Besserung. — Auch von diesem lagen ein paar Zeilen an Berthold bei, deren Schluß war: „Du hattest recht, und ich unrecht. Entschuldige mich bei dem Fräulein; wir, wir bleiben die Alten!"

Das Glück pflegt es zu halten wie das Unglück, selten kommt es allein, und wenn das im Leben schon der Fall ist, so ist's wohl recht und billig, wenn wir in einer Erzählung ebenfalls nicht allzu sparsam sind mit seinen Gaben, da wir doch einmal daran sind, sie zu verschenken. Erzählen wir also, daß nach einigen Wochen ein einfaches, aber fröhliches Hochzeitsfest gefeiert wurde auf dem Waldfelsen, und daß, da

Ribonisius abgerufen worden war aus dem Dorfe, der alte Pfarrer Habermann Berthold und Josephine zusammengegeben.

Als sich gegen Abend die wenigen geladenen Hochzeitsgäste entfernt hatten, da ihr Heimweg weit und die Tage schon kurz geworden waren, sprach Josephine zu Tobias: „Da, alter Freund, der Du mich gehegt und gepflegt von der Wiege bis zum Traualtar, liebreich wie eine Mutter, treu wie ein Vater, da setze Dich her zu uns, für heute und für alle Zeiten. Sei heute zum letzten Male ein Diener gewesen, und laß Dich jetzt pflegen von uns in Deinen alten Tagen, wie es dankbare Kinder thun sollen mit lieben und getreuen Eltern."

Der Alte schüttelte mit dem Kopfe: „Für heute ja, für später nein! Ein anderer Bedienter? Das wär' mir eine schöne Bescherung! Sollt' ich meiner gnädigen Frau Brot umsonst essen, und sollt' ich alter einen jungen Esel neben mir herumtrotten sehen im Schlosse? Ich mag nicht!"

Josephine schalt ihn, aber es half nichts, doch setzte er sich neben den alten Habermann, und dem gab die junge Frau einen verstohlenen Wink, und dann sagte sie:

„Und jetzt, Tobias, sei vernünftig und sag' uns, was Dir auf dem Herzen liegt, was Dich drückt. Gewiß, Du wirst es leichter tragen, wenn Du Vertraute hast, und vielleicht ist's nur eine Tollheit, eine Einbildung."

„Ich hab' nichts," versetzte der Alte.

„Willst Du lügen an meinem Ehrentage? Hast Du nicht jüngst gesagt, daß nur die Hälfte Deines Knmmers von Dir genommen sei?"

„Nun denn, ich habe freilich einen Kummer, aber ich sag' ihn nicht."

Als aber Habermann und eben so Berthold nicht nachließen, in ihn zu bringen, daß er sein Herz erleichtern solle, sprach er endlich:

„Heute oder nie. Ich will beichten! Aber ich muß von vorn beginnen, denn eines von den Herrschaften weiß das, das andere jenes, alles — keines. —

„Wir waren Soldaten, mein alter Herr Gottfried von Dähnen und ich, wackere Soldaten, und wenn er ein braver Herr war, so war ich ein treuer Knecht. Basta! Dann, als Frieden geworden, zogen wir uns zurück hierher auf den Waldfelsen, den des Herrn Vater schon gekauft. Mein Herr von Dähnen zählte die Gamaschenknöpfe nicht gern, drum ging er, und nach einem

Jahre holte er sich unserer Peppi Mutter als seine liebe Frau. Ich glaube, er hat sie schon früher gekannt, und sie war ein Engel, hat aber dem Herrn nur wenig zugebracht, wie das die adeligen Fräuleins häufig thun. Der Schmuck war wohl die Hauptsache, an Geldeswerth wenigstens, und nach einem Jahre schenkte sie dem Herrn die kleine Peppi, und drei Jahre darauf haben wir sie begraben.

„Sie hat wohl eher gewußt, daß sie Mann und Kind verlassen müsse, als wir Alle nur daran dachten, denn als ich einmal allein war mit ihr, sagte sie: „Tobias, ich glaube, ich mach's nicht mehr lange. Aber mein Herr muß wieder heirathen, wenn ich todt bin. Er ist gut und klug, doch kann's sein, daß er fehl greift. Halt' Du der Peppi die Stange gegen die Stiefmutter, wenn's schief geht und noth thut." — Ich habe ihr das ausreden wollen, aber sie sagte: „Gieb mir die Hand darauf, daß Du mein Kindlein schützen willst, und schweige." — Ich gab die Hand und schwieg."

„Du alter, treuer Knecht," sprach Josephine, indem sie ihre Hand auf seine Schulter legte, „und wie hast Du Wort gehalten!"

Aber Tobias sah sie nicht an, Niemand über=

haupt, sondern blickte starr vor sich nieder, so lange er sprach.

„Als die Peppi drei Jahre alt war,“ fuhr er fort, „trugen wir ihre Mutter den Felsenweg hinab, und als sie fünf zählte, führte mein Herr von Dähnen eine zweite Frau aufwärts. Wo er sie hergeholt, erfuhr ich nicht, denn er war in Liebeshändeln schweigsam wie das Grab. Aber weither war sie nicht, wenn sie gleich schön war von Angesicht, und eine herrliche Gestalt hatte. Sie schmeichelte dem Herrn und schund die Leute, und wenn sie knauste und knickerte auf der einen, so verschwendete sie doppelt dafür auf der andern Seite. Was aber mich verdroß und kränkte bis auf den Tod, war, daß sie den Herrn betrog und mit dem Mählig, der doch eigentlich nichts weiter war als ein ungeschlachter Bauer, schön that, mehr als recht und ehrlich. Ja, sie hat es mit ihm gehalten, und man munkelte, daß er sie dem Herrn zugeführt und sie wohl selbst genommen, hätte er nicht schon ein altes häßliches Weib gehabt, die ihm sein Geld zugebracht. Aber er war täglich bei uns im Hause, und endlich borgte er dem Herrn Geld, für das der Herr freilich Land und Feld kaufte, aber — es muß ihn doch gedrückt haben, denn er verkaufte eine

Mühle, um die Schuld abzustoßen, und ich selbst habe dazumal den Kaufschilling in's Haus gebracht.

„Gemerkt hat mein Herr von Dähnen wohl nichts von der Liebelei, denn sonst wäre Feuer gewesen im Dache, aber so recht muß er seiner Gnädigen doch nicht getraut haben von wegen Geld und Geldeswerth, und so mag's wohl gekommen sein, daß er das Geld für die Mühle, sammt dem Schmucke seiner ersten Seligen, geborgen in jenem Verstecke, bis er die Schuld an Mählig zurückzahlen wollte. Aber ehe das geschehen konnte, brachte man ihn auf einer Trage auf's Schloß. Er war gestürzt mit dem Pferde und hatte sich schwer verletzt. Freilich, im Anfange dachte Niemand an's Schlimmste, aber es ward ärger und ärger, und jetzt — jetzt kommt die Hauptsache.

„Er hatte, das wußte ich, ein Testament gemacht, ehe er seine Zweite genommen, in welchem dieser ein Wittwengehalt bedungen und der Peppi das Vermögen zugesprochen worden. Aber der Stiefmutter gefiel das übel, und sie lag ihm Tag und Nacht an um ein anderes Testament. Da hab' ich gelauscht, wie's wohl fast alle Dienstboten thun, aber ich that's dazumal als ein ehr-

licher Kerl. Wie hat sie da geschmeichelt, und was für süße Worte hat sie gegeben, und wie geklagt!

„Er stürbe nicht, das sage ihr ihr Herz, aber sie kränkte, daß er sie so wenig liebe. Wenn er später dann vielleicht sterben würde vor ihr, solle sie da abhängen von der Gnade des Fräuleins, das sie jetzt schon nicht leiden möge? Wenn das die Leute erführen, so würde sie alle Welt verhöhnen. Sie habe ihm ihre Jugend geopfert, und jetzt wolle er sie in Noth und Elend stoßen! Es solle halt ein armes Ding, wie sie, nie einen reichen Mann heirathen! Niemand gönne ihr das glänzende Elend, und im eigenen Hause sei sie stets kaum angesehen. Dazwischen viele Ach! und Oh! und dann wieder „Herzens-Gottfried" auf und nieder, und: „Stirb nur nicht, sonst muß ich ja gleich auch in die Grube fahren!"

„Mählig, der Spitzbube, der zu jener Zeit buchstäblich Tag und Nacht im Schlosse war, half getreulich mit. Zuerst that er, als wär' er ganz für das erste Testament, dann trat er so nach und nach auf die Seite der Gnädigen, als habe er sich erst überzeugen lassen, und endlich drang er in den Herrn so gut als sie. Als Beide einmal den Herrn allein gelassen hatten, setzte er

richtig ein anderes Testament auf. Darin war die Frau die Erbin, und meine Peppi auf kaum mehr als auf den Pflichttheil gesetzt. Der Herr war halt schon schwach, und die Beiden ließen ihm nicht Ruhe und Frieden.

„Ich vergesse aber die Augen nicht, die sie sich zuwarfen, als er ihnen vorlas, was er da geschrieben, denn ich war dabei, obgleich ich ihnen ein Dorn im Auge. Der Herr aber verschloß das zweite Testament zusammt dem ersten in seinem Schreibpult, und wie es oft zu gehen pflegt, es schien besser mit ihm zu werden von Tag zu Tag. Ich aber wäre in jener Zeit fast ein Narr geworden, so lag mir mein kleines Kindlein am Herzen, dem es so übel gehen sollte, wenn der Herr dennoch sterben würde, und ich dachte an allerlei schlimme Dinge, schlimmer noch als das, was ich bald darauf wirklich that.

„Es war etwa drei Wochen später, nachdem er dem Mählig und der Gnädigen sein zweites Schriftstück vorgelesen, und da es ihm besser zu gehen schien, waren die Beiden wenig mehr um ihn, und ich schlief des Nachts allein in seinem Vorzimmer. Da hörte ich plötzlich in einer Nacht drinnen einen eigenthümlichen, gurgelnden Ton, und als ich rasch aufsprang und hineineilte,

schnappte der Herr noch ein paarmal nach Luft, dann lag er ruhig da und war gestorben. Später hat der Doctor den lateinischen Namen gesagt von dem, was da plötzlich dazugekommen sei, ich hab's aber niemalen merken können.

„In jener Nacht aber, und als er so starr und stumm vor mir lag, mein alter Herr und Kriegskamerad von Dähnen, war mir's, als müsse ich auch gleich mit ihm fortziehen in die andere Welt, wie ich in dieser ihm so lange gefolgt, war er gleich in der letzten Zeit nicht ganz so gegen mich wie früher. Es war aber nöthig, daß ich dablieb, und so blieb ich an seinem Bett stehen und heulte zuerst, und dann betete ich, nicht für mich, sondern für ihn, und dann nahm ich den Schlüssel unter seinem Kopfpolster, schloß sein Schreibpult auf und nahm das zweite Testament, schob's in den Ofen, und als kein Stäubchen mehr da war von dem Wische, machte ich Lärm. — Als sie es aber später von mir wollten, schwor ich, daß ich nicht wisse, wo es sei, und daß ich nicht wisse, was darin gestanden. — Da galt das erste, das man fand, die Stiefmutter zog ab, und die Peppi blieb."

Der Alte schwieg jetzt. Auch die Anderen

blieben eine Zeit lang stumm. Endlich sagte Josephine:

„Aehnliches habe ich vermuthet, das aber nicht. Und warum hast Du mir nicht längst das Alles anvertraut und hast Dein Herz erleichtert?“

„Weil dann meine junge gnädige Frau der Stiefmutter in der Stadt Alles überlassen, und das zweite Testament aufrecht gehalten hätte.“

Josephine nickte schweigend mit dem Haupte, und Tobias setzte hinzu:

„Jetzt ist die Stiefmutter todt und hat nicht Kind noch Kegel. Da kann ich beichten.“

Die junge Frau sah bei diesen Worten den alten Pfarrer an.

Nun begreifen wir, der Erzähler dieser Geschichte, daß der wackere alte Pastor einen schweren Stand und eine schwierige Aufgabe gehabt, zu trösten in diesem Falle, denn uns selbst fällt es schwer, den Tobias auf eine halbwegs reputirliche Art herauszubeißen. Moral bleibt immer Moral, und ein falscher Eid immer verzweifelt unmoralisch. Der alte Pastor Habermann aber sagte ganz ruhig: „Das habe ich längst gewußt, daß der Tobias das Testament bei Seite geschafft hat, und eben so habe ich gewußt, daß er das Geld und den Schmuck nicht gestohlen hat.“

„Woher?" fragte Tobias.

„Von daher," versetzte der Pfarrer, indem er auf sein Herz zeigte, „und weil ich jetzt bald fünfzig Jahre lang die Menschen lehre, und sie kennen gelernt, und ehrliche Leute von Spitzbuben unterscheiden kann."

„Und dennoch waren Sie mit mir, dem Meineidigen, immer so freundlich und gut?"

„Ich habe Schlimmere als der Herr Tobias ist," sagte Habermann, „lieb und gern gehabt." Er reichte ihm lächelnd die Hand.

„Was die Leute im Dorfe betrifft, fiel jetzt Berthold ein, „so werden sie wohl schweigen, da der Schmuck und das verlorene Geld sich gefunden hat."

„Und was Gott anbelangt," sagte Habermann, „so mißt er mit anderm Maße als die Menschen, und vor Allem ist er der höchste Inbegriff der Liebe, der Güte und der Barmherzigkeit!"

Wir könnten jetzt füglich zu Ende sein, wenn nicht von sehr verehrter und sehr liebenswürdiger Seite uns der dreifache Vorwurf gemacht worden wäre, als schlössen wir unsere Geschichten entweder zu plötzlich und zu unerwartet, oder mit irgend einem mißliebigen, oder gar bösartigen Haken, und endlich, als ließen wir zu wenige

unserer Helden und Heldinnen in den heiligen Ehestand treten.

Wir vermeiden vielleicht die ersten dieser Fehler, wenn wir bemerken, daß Frau Berthold mit ihrem Manne lange und glückliche Jahre durchlebt hat, daß der Letztere ein wackerer Landwirth geworden und, nachdem Mählig's Schuld mit dem gefundenen Gelde gedeckt worden, sich Hab und Gut gemehrt auf dem Waldfelsen. Der alte Tobias schlummerte, als ich jene trefflichen Menschen kennen lernte, längst schon den ewigen Schlaf, ohnweit des alten Pfarrers Habermann, der viel mit ihm verkehrte, und ihm wohl auch durchgeholfen haben wird beim letzten Examen an der Himmelsthür.

Bezüglich des letzten uns gemachten Vorwurfes befinden wir uns, für diesmal wenigstens, in der Lage, allen an uns gemachten Ansprüchen genügen zu können.

Ribonisius verehelichte sich, weil er später, wenngleich nicht auf unserem Dorfe, Pastor wurde, und weil ein unbeweibter Pastor ein Ding ist, das nie Jemand gesehen hat, noch je sehen wird. — Susanna bekam einen Mann aus dem Grunde, weil sie Geld hatte, und Zacharias bekam eine reiche, und selbst hübsche Frau aus

der Ursache, weil er ein wenig einfältig war, und weil mit dieser Eigenschaft begabte Personen männlichen Geschlechts meist gute Partien machen.

Was endlich die Bauern betrifft, denen wir bei jener nächtlichen Streife begegneten, so können wir berichten, daß alle schon vorher in den Stand der heiligen Ehre getreten und vielfach mit Kindern gesegnet waren, da zu ähnlichen Expeditionen nur ansässige und verheirathete Gemeindeglieder verwendet wurden.

Streifzüge um Valparaiso.

Bereits acht Tage war ich in der berühmtesten Hafenstadt Chiles, in Valparaiso angekommen, und kaum hatte ich mehr gesehen, als die Stadt selbst und ihre allernächste Umgebung. Ein junger Deutscher, der einige Tage nach mir aus Brasilien angelangt war, und den ich Bombach nennen will, da er sich unter diesem Namen erkennen wird, sollten ihm je diese Skizzen zu Gesicht kommen, war bei mir und hatte sich eben neben meiner höchst bescheidenen Wohnung nicht minder einfach eingemiethet. Wir versprachen uns gute Nachbarschaft zu halten, und lachten herzlich darüber, daß unsere beiden Röcke, in zwei verschiedenen Zimmern, an einem und demselben Nagel hingen, indem ein starker Schiffsnagel, welchen ich in dem meinigen in die Wand geschlagen, diese durchbrungen hatte und drüben von Bombach sogleich benutzt worden war.

Da öffnete sich meine auf den Balcon führende Thür ein wenig, die kleine Hand der Sennorita Carolina, des zwölfjährigen Töchterchens meiner Hausfrau, erschien und ließ den Riesencolibri Chiles, den Trochilus gigas, in meine Stube fliegen, ohne Zweifel, weil ich des Tages vorher den Wunsch äußerte, diesen Vogel einmal lebend zu sehen, und das Kind mir gewogen war, weil ich es mit europäischem Spielwerk beschenkt hatte. Der Trochilus gigas, der größte unter den drei in Chile einheimischen Colibris, mißt vom Anfang des Schnabels bis zur Schwanzspitze acht Zoll, aber freilich hat der Schnabel einen und einen halben und der Schwanz drei Zoll Länge; Rücken und Kopf sind goldgrün, jedoch nicht so lebhaft gefärbt, wie bei vielen anderen Colibris. Hals, Brust und Bauch sind hellbraun, die Flügel braun mit schwach violettem Schimmer.

Meine kleine Freundin hatte den Vogel ohne Zweifel auf dem Markte gekauft, denn nicht selten werden sie lebend dahin gebracht, obgleich ich nie erfahren konnte, wie man ihrer habhaft wird. Noch häufiger aber bringt man sie todt zu Markte, immer zwölf an ein Hölzchen gespießt, und man brät sie dann nach Art der Lerchen. Da bei allen Colibriarten, welche ich

sah, das Brustbein und die Brustmuskeln stark entwickelt sind und fast gänzlich die Eingeweide des Unterleibes bedecken, so ist der Braten nicht so klein, als man wohl glauben möchte.

Bei Bombach aber und mir entstand fast gleichzeitig ein und derselbe Gedanke, eine Colibrijagd! In Brasilien hatten wir Beide zwar bereits diese lebenden Juwelen des Vogelgeschlechts gesehen und erlegt, in den Umgebungen von Rio de Janeiro aber, welche mich wenigstens die Verhältnisse nicht weit überschreiten ließen, ist der Colibri in Wahrheit immerhin eine rara avis, eine täglich größer werdende Seltenheit, da eine Menge Naturalienhändler fortwährend ihre Sclaven aussenden, um alles Lebende einzufangen und zum Verkauf nach Europa zu senden, und namentlich die glänzenden Colibrifedern häufig zu künstlichen Blumen und Federschmuck verwendet werden. Hier in Chile aber, wo sie dutzendweise zu Markte gebracht werden, konnte kein Mangel sein, und es stand eine ergiebige Jagd in Aussicht. Bald jedoch erweiterte sich unser ursprünglicher Plan. Wir wollten einen größeren Streifzug in die Umgegend vornehmen und wurden einig, schon den nächsten Tag aufzubrechen.

Etwa zwei Stunden von Valparaiso, auf dem

Wege nach Santjago, liegen auf dem höchsten Punkte des Küstengebirges einige Windmühlen, und bei ihnen stand, wie uns gesagt wurde, eine Schenke, eine Art Mittelding zwischen Kramladen und Wirthshaus, und dort verabredeten wir Abends uns zu treffen; dort sollten des andern Tages die erlegten Vögel zum späteren Ausstopfen abgebalgt und überhaupt das Erworbene geordnet werden. Dann wollten wir weiter sehen.

Als wir des andern Morgens um sechs Uhr unsern Auszug begannen, um ihn zuerst einige Stunden gemeinschaftlich fortzusetzen, betrachtete uns der Theil der Bevölkerung von Valparaiso, welcher bereits erwacht war, mit fast mitleidigen Blicken. Wir gingen zu Fuß! Dort aber geht kaum ein Caballero über die Grenzen der Stadt, nicht einmal ein Lump! Alles reitet, denn ein Pferd ist dort kein Gegenstand, wie man zu sagen pflegt. Wir mußten also s e h r arm sein, oder sehr närrisch, denn daß wir weiter wollten, konnte man uns ansehen. Aber gleichviel, wir wollten Colibri schießen, und das Urtheil des Sennors, mit struppigem Haupthaar und bloßen Füßen, kümmerte uns vorläufig wenig.

Bald hatten wir, rasch das Küstengebirge ersteigend, auch die letzten vereinzelt stehenden

Wohnungen hinter uns, und befanden uns auf einem jener kahlen braunen Hügel, die von der See aus die Umgegend der Stadt so öde und monoton erscheinen lassen. Die Oberfläche des Bodens ist hart von der Sonnenhitze, an vielen Stellen rissig und zerklüftet, und nur selten hat sich irgend eine kümmerlich lebende Pflanze dort angesiedelt. Verwitterter Granit bildet jenen sterilen Boden, der wohl so ziemlich jeder Cultur spotten würde, da der Regen fast zehn Monate im Jahre fehlt und künstliche Bewässerung dort nicht möglich ist.

Eine lebende Creatur war in dieser sonnverbrannten Einöde nicht zu finden, und wir schlugen uns endlich, nachdem wir eine größere, ziemlich steile Felspartie überstiegen hatten, wieder nordwärts auf den Abhang des Hügels zu.

Jetzt begann einiger Pflanzenwuchs. Zuerst in einzelnen Gruppen der Cereus peruvianus, ein Cactus, der häufig eine Höhe von acht bis zehn Fuß erreicht und prachtvolle Blüthen trägt, dann die Pourretia coarcata, el Carton der Eingeborenen, ebenfalls eine Pflanze, die ein „südliches Ansehen" hat. Sie blüht im August und September. Der Blüthenstengel wird zehn bis zwölf Fuß hoch, und trägt tausend bis funfzehnhundert

sich nach einander entfaltende und sehr wohlriechende Blüthen. Er wird durch eine große Menge drei bis vier Fuß langer, mit spitzen und gegenseitig gekrümmten Stacheln besetzten Wurzelblättern geschützt, und die Wurzeln selbst, welche oft mehrere Fuß über dem Boden frei hervorstehen, werden häufig zur Feuerung gebraucht. Andere Pflanzen folgten bald und bildeten kleine Gehölze. Mimosen und Laurusarten walteten vor; auch eine Fuchsia (F. lycioides), ein zierlicher Strauch, wurde getroffen, und einige andere Gesträuche mit wohlriechendem Holze. So waren wir wenigstens im Grünen, und ließ sich auch noch kein Wild sehen, so war jetzt doch Hoffnung da, bald welches zu erspähen, denn dem kleinen Gehölze folgte eine ziemlich steile Felspartie, und nach deren Uebersteigen befanden wir uns am Abhange eines jener reizenden Thäler, welchen Valparaiso ohne Zweifel seinen Namen verdankt.

In ihnen wuchert die üppigste Vegetation, und ihre Wände sind, erlaubt es die Steile des Abfalls, allenthalben mit Gesträuchen, mit Blüthen und Blumen geschmückt. Die Quila (Coliquea Quila) bildet hier oft die zierlichsten Partien, und wohl auch manchmal ein undurchdringliches

Buschwerk. Es ist eine Bambuse, welche feuchten Boden liebt, wie er sich auf der Sohle jener Schluchten findet, und sie erreicht eine Höhe von fünfzehn bis zwanzig Fuß. Zierliche Farrn bedecken den Boden, und ich habe, nebenher gesagt, später eben in jenem Thale eine reiche Ausbeute an diesen lieblichen Kindern der Flora erworben. Unter den Hundert von Pflanzen aller Art, welche zu nennen theils der Raum verbietet, welche aber wohl auch zum Theil noch überhaupt gar nicht benannt sind, ragt hier und da die Repräsentantin der tropischen Pflanzenwelt hervor, die königliche Palme. Nicht häufig zwar, aber doch eben keine Seltenheit, wird sie in jenen Schluchten getroffen, meist vereinzelt stehend, das niedere Buschwerk überragend mit ihrem glatten und glänzenden Stamme, und ihre mächtige Blätterkrone vornehm entfaltend über die andere Pflanzenwelt. Sie erwecken tausendfältige Erinnerungen diese Palmen, Erinnerungen an die Jugend, und an das Drängen und Hoffen in der Knabenbrust, nach jenen fernen Ländern, an mancherlei Glauben, Hoffen und wohl auch Liebe, an Poesie, an Robinson Crusoe und an Paul und Virginie. Aber: „Vorbei!“ Robinson Crusoe hat in Hamburg ein

Tischlergeschäft etablirt, Virginie ist ertrunken, wo Paul hingekommen, weiß ich mich wirklich im Augenblicke nicht mehr zu erinnern. Drum vorbei!

In Wirklichkeit war auch keine Zeit zum Schwärmen. Der Abhang führte ziemlich steil abwärts, und man bedurfte nicht selten die Hände, um, sich oben irgendwo anhaltend, unten wieder festen Fuß fassen zu können. Da, im unpassendsten Augenblicke, plötzlich ein Teufelslärm zu meinen Füßen, und fast dicht bei mir standen zwei Exemplare von Attagis Gayii auf, mit all jenem ungebührlichen und renommistischen Geräusche, welches auch unsere Waldhühner beim Aufstehen vollführen. Bis ich die Flinte vom Rücken brachte, war mein Wild außer Schußweite, und so war es ein Fehler, daß ich dennoch schoß, aber verzeihlich, daß ich fehlte. Uebrigens hätte im glücklichen Falle jene Attagis einen guten Braten gegeben, denn das Thier hat ein sehr wohlschmeckendes Fleisch und ist etwas größer als unser deutsches Feldhuhn, lebt aber nicht wie dieses haufenweise beisammen, sondern in einzelnen Paaren.

Endlich unten in der Schlucht angelangt, schoß ich eine Wildente, deren Species ich aber

nicht mehr angeben kann, und fast gleichzeitig Bombach einen Geier (Haliaetus aguia), den wahrscheinlich mein Schuß aufgeschreckt hatte. So war der Anfang zur Jagd gemacht, Colibri aber hatten wir noch keine gesehen. Da erblickte ich plötzlich am Abhange des Thales, welches sich eben, indem wir ihm gegen das Innere der Berge folgten, etwas erweiterte, an den tausendfältigen Blüthen einer Pourretia einen glänzenden Schimmer. Es war ein Colibri, Trochilus sephanoides, der in jener Gegend von Chile noch häufiger als der Trochilus gigas ist. Einen Augenblick funkelte und blitzte die glänzende Erscheinung vor den gelben Blumen der Pourretia, dann war sie verschwunden. Aber ich folgte ihr mit den Augen und sah das zierliche Vögelchen auf einige Momente um eine Amaryllis schweben, und sich dann zu einer andern Pourretia wenden, welche mir näher als die erste stand. Im andern Augenblicke hatte ich Feuer gegeben, und hatte das Glück, das getroffene Thierchen sogleich am Stamme der Pourretia, auf deren stacheligen Blättern liegend zu finden.

Es mag auf den ersten Blick auffallend erscheinen, daß man ein so kleines Thierchen als einen Colibri mit Schroten zu erlegen vermag,

ohne das zarte Gefieder gänzlich zu verderben. Allein es geht ganz gut an, wenn man die feinsten Schrote, den sogenannten Vogeldunst, anwendet und zur Ladung selbst wenig Pulver und viel Schrote nimmt, da hierdurch die letzteren beim Schusse weiter auseinander gestreut werden, und meist nur eines der Körner sein Ziel erreicht.

Man behauptet häufig bei uns, daß die Colibri gewöhnlich mit Blasrohren geschossen würden, wohl auch mit einer Wasserladung anstatt der Schrote. Allein ich glaube, daß die Kugel eines Blasrohres in den meisten Fällen ärgere Verwüstungen im Gefieder anrichten wird, als ein feines Schrotkorn, wenn es auch die Haut durchbringt, ganz abgesehen von der Geschicklichkeit, welche erforderlich ist, einen schwebenden Colibri mit einem so unzureichenden Instrumente zu treffen. Das Schießen mit Wasser aber, wenigstens in Betreff des Colibri, halte ich geradezu für eine Fabel. Ich habe schon früher in Deutschland Versuche angestellt, Vögel mittelst Wasser zu schießen, allein abgesehen von der steten Gefahr, daß die Flinte springt, wenn das Mindeste an der Ladung versehen ist, kann auf solche Weise nur auf eine so geringe Entfernung mit

Erfolg geschossen werden, daß bei einer Colibrijagd die Methode sicher nichts helfen würde.

Feiner Vogeldunst aber erfüllt, wie ich erwähnte, den Zweck vollkommen gut. Eine weitere Schwierigkeit indeß besteht im Finden des wirklich erlegten Vogels. Es ist kaum daran zu denken, einen Colibri während des wirklichen Fluges zu schießen. Man sieht in diesem Falle entweder nichts, oder höchstens einen glänzenden Punkt mit Blitzesschnelle durch die Luft schwirren. Hingegen ist es nicht schwer, den Vogel wegzuschießen, wenn er, ganz nach Art unserer Abendschwärmer, vor irgend einem Blumenkelche schwebend in der Luft steht und mit seiner langen Zunge kleine Insecten aus dem Kelche holt. Aber der getroffene Vogel fällt meist in das hohe Gras und ist häufig nur mit vieler Mühe und bisweilen gar nicht zu finden, indem schon seine grüne Farbe das Suchen unendlich erschwert.

Der Trochilus sephanoides mit seinem prachtvoll goldgrün glänzenden Gefieder war in der von uns besuchten Schlucht kein seltener Gast, und Bombach sowohl als ich schossen in kurzer Zeit mehrere Exemplare. Dann aber trennten wir uns und versprachen wo möglich des Abends in der Schenke bei den Mühlen zusammenzutreffen.

Es blieb natürlich Jedem überlassen, seinen Weg dorthin selbst zu finden, indem Keiner von uns noch bei den Mühlen gewesen. Doch schien das nicht unmöglich, indem man von manchem der Hügel aus deutlich ihre schwingenden Flügel gewahren konnte. Während mein Freund den andern Abhang des Thales erkletterte, folgte ich der Sohle des letzteren, manchmal auf ziemlich breite Rasenplätze kommend, welche meist durchwässert, ja fast sumpfig waren, bisweilen aber auch gezwungen, mich durch dichtes Schlingwerk von Pflanzen zu drängen, wo ich mir dann mit dem breiten Jagdmesser Bahn hauen mußte.

Es sind die meisten jener Schluchten und Thäler um Valparaiso wohl natürliche Wasserrisse, welche durch furchtbare Ströme des von der Andeskette kommenden Schneewassers in frühester Zeit entstanden sind. Noch heute kommen fast alle Flüsse Chiles von der hohen Cordillera, und verdanken dem dort geschmolzenen Schnee ihren Ursprung; da aber sämmtliche Wasser, welche Chile durchströmen und sich endlich in's Meer ergießen, durch die Gebirgsreihe an der Küste ihren Weg nehmen müssen, so entstehen dadurch jene bewässerten und üppig mit Pflanzenwuchs erfüllten Thäler. Nicht selten verengt sich plötzlich das

Thal und bildet eine enge Schlucht mit steilen, fast senkrecht ansteigenden Wänden, und auf der Sohle selbst stürzen die dort im verengten Bette fließenden Wasser in größeren oder kleineren Absätzen herab.

Ich kam bald an mehrere solcher Stellen, welche ich glücklich überstieg, endlich aber stand ich vor einer etwa fünfzehn Fuß hohen Wand, von welcher das Wasser in Strömen herabstürzte, und sah die vollständige Unmöglichkeit ein, sie zu erklimmen. Es blieb mithin nichts übrig, als entweder umzuwendeu, oder eine der ebenfalls ziemlich steilen Thalwände zu ersteigen. Ich wählte das letzte und erreichte bald bequemere Stellen, auf welchen man wenigstens ansteigen konnte, ohne mit Hand und Fuß zugleich zu klettern. Hier zeigten sich auch wieder einzelne Vögel, und auch einen Trochilus gigas sah ich endlich, aber nur vom Abhange um einige Blumen schweben. Ich schoß, er fiel; ich merkte mir die Stelle und begann aufwärts zu steigen, um ihn zu holen. Jeder Jäger weiß, daß es viel weniger ärgerlich ist, gänzlich zu fehlen, als das geschossene Wild zu verlieren. Ich stieg also immer hitziger aufwärts, obgleich die Thalwand an manchen Stellen fast senkrecht abfiel. Dort sah ich ein, daß man

nicht immer Löwen und Tiger zu jagen braucht, um zu Schaden zu kommen, und daß auch die Jagd des kleinsten Thieres gefährlich werden kann. Indessen erreichte ich doch glücklich genug die Stelle, wo mein Colibri lag. Aber fast schwebend zwischen Himmel und Erde, mit den Füßen auf Wurzeln von sehr zweifelhafter Haltbarkeit stehend, und mit den Händen mich an eben solchen Zweigen festklammernd, sah ich keine Möglichkeit, den verwünschten Vogel in meine Jagdtasche zu bekommen; zudem lag derselbe sehr verfänglicher Weise auf einem großen Blatte, so daß er bei ungeschickter Berührung in die Schlucht gefallen und verloren gewesen wäre. Ich habe mich dort zwar nicht gefragt, ob es nicht mehr als thöricht sei, sich um eines Colibri halber der Gefahr auszusetzen, den Hals zu brechen, aber die Nothwendigkeit sah ich ein, der Sache ein Ende zu machen, denn ich fühlte, daß ich mit jedem Augenblicke müder wurde. So legte ich mich, auf einen Moment nur mit einer Hand mich festhaltend, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, mit der Brust an die Wand, ergriff rasch den Vogel, nahm ihn am langen Schnabel in den Mund, und als ich wieder so beide Hände frei hatte, kletterte ich so rasch als möglich auf=

wärts, wenig Rücksicht darauf nehmend, daß Erdklumpen und Steine neben und unter mir in die Tiefe rollten.

Ich erreichte glücklich die Höhe, auf welcher sich ein bebuschtes Plateau ausdehnte. Behaglich streckte ich mich auf den Boden, ausruhend von allen Mühen und Fährlichkeiten, und verzehrte mein Mittagsmahl, welches aus roher Charque (an der Sonne getrocknetem Ochsenfleisch), aus Brot und einigen Aepfeln bestand, und trank das frische, aus der Schlucht in der Feldflasche mitgenommene Wasser. Dann suchte ich den höchsten Punkt des Hügels zu erreichen, um mich nach den Mühlen umzusehen, welche ich auch bald in etwa einer Stunde Entfernung liegen sah. Ob und wie viele Schluchten zwischen mir und dem bestimmten Nachtlager sich befanden, konnte ich freilich nicht wissen, doch glaubte ich, das würde sich finden, und richtete, da die Sonne noch hoch stand, meinen Weg noch nicht dahin, sondern seitwärts zu dem Innern des Küstengebirges. Bald über kahle Felsen gehend, bald wieder in niederes Buschholz gelangend, kam ich endlich in die Nähe einer Stelle, an welcher ein Abfall des Berges oder ein Thal sein mußte, denn der Rand der Plateaus grenzte gegen den

Himmel ab. Ich vermuthete dort eine Fernsicht in das Innere des Landes, aber ich hatte einestheils vergessen, daß ich mich auf einer Art Landzunge befand, welche theilweise den Hafen um Valparaiso bildet, andererseits hatte ich auch in etwas die Richtung verfehlt.

So stand ich am Ende der Bergfläche an einem steilen Abhange, der den ganzen unbeschränkten Anblick der See gestattete. Einige Augenblicke wußte ich nicht, wie mir geschah, denn wo ich eine grüne, waldige Fläche, Felder, Felsen und Ströme gedacht, lag plötzlich eine endlose Fläche des feurigsten Ultramarin vor mir, klar, hell, glänzend in südlicher Sonne, nebelfrei und spiegelglatt mit kaum zu bezeichnender Grenze gegen den Himmel, der wolkenlos mit der See an Farbe und Pracht wetteiferte. Kaum war mir jemals die See so imposant erschienen wie dort, wo ich nichts weniger erwartete als jenen prachtvollen Anblick, der noch gehoben wurde durch die pittoresken Felsengruppen vor oder vielmehr unter mir, und überhaupt durch die Folie des Landes.

Aber auch eine reizende Fernsicht über das letzte sollte mir kurz darauf zu Theil werden, als ich jetzt die directe Richtung nach den Windmühlen

zu einschlug und an einen andern, wenngleich weniger steilen Abhang des Plateaus gelangte. Weit hin gegen Osten dehnte sich hier die Landschaft aus und gab sichere Bürgschaft, daß von den kahlen Hügeln um Valparaiso nicht geschlossen werden darf auf das übrige Chile. Zu meinen Füßen lag ein grüner, waldiger Grund, durchzogen mit dunkeln Schluchten, und hier und da unterbrochen durch pittoreske Felspartien, welche in der allmälig sinkenden Sonne phantastische Schlagschatten warfen auf Wald und Gehölze. Gegen die andere Seite der Landschaft hin entwickelten sich fruchtbare Felder, hier und da wurden einzelne Häuser sichtbar, und Alles deutete dort auf Cultur. Der ganze landschaftliche Charakter jener Gegend machte schon jenes Mal einen eigenen Eindruck auf mich, welcher sich später, bei näherem Studium des Landes, auch wirklich bestätigte, den nämlich, daß dort dem Beobachter allenthalben nicht der Kampf der Cultur mit der Wildniß entgegentritt, nicht das stürmische Andrängen mit Axt und Feuer gegen die Titanen des Urwaldes, wie es so häufig in der neuen Welt getroffen wird, sondern ein ruhiges Nebeneinanderbestehen von Feld und Wald, von solider Nützlichkeit und romantischer Pracht.

Der prachtvolle Rahmen, der so viele landschaftliche Bilder Chiles schmückt und hebt, die stolze, königliche Cordillera, fehlte auch hier nicht ganz, und je mehr ich mich wieder gegen Norden wandte, desto mehr erhob sie ihre schneeige Krone über die Cuesta de Zapata, und die Cuesta del Prado, welche beiden Berge meine Fernsicht in einer Entfernung von etwa neun bis zehn Stunden begrenzten.

Indem ich jetzt ein Thal mit ziemlich steilen Abhängen passirte, hörte ich einen eigenthümlichen Laut, und vorsichtig auf den Ort zuschreitend, von wo aus der sonderbare Ton erschallte, kam ich endlich in ein so dichtes Gewirre der Quila, daß an ein Durchschleichen nicht mehr zu denken war. Kam der unbekannte Ruf von einem Vogel, so war nichts natürlicher, als daß derselbe nun aufstehen und mich den Umarmungen der Quilaäste überlassen würde. Kaum war ich auch, um mich durchzudrängen, derber aufgetreten, so stand ein Volk Enten vor mir auf, und es war wahrlich mehr ein glücklicher Zufall, als Geschicklichkeit zu nennen, daß ich durch eine einzige Lücke, welche mir das Buschwerk gelassen hatte, einen der Vögel erlegte. Mit gleichem Glück fand ich denselben auch, lud meine Doppelflinte

auf's Neue, und wollte eben den Rückweg antreten, als keine drei Schritte von mir der fabelhafte Ton, wenn auch nur leise, wieder erklang. Ich rührte mich nicht, und bald wurde mir jetzt an dem immer stärker werdenden Rufe klar, daß derselbe von einem Amphibium ausgehen mußte. Und so fing ich auch einige Augenblicke darauf Männchen und Weibchen einer schönen Krötenart, welche leichtsinnig genug waren, weder durch die Nähe der gefährlichen Enten, noch durch meine Gegenwart sich in ihrem Liebesgeplauder stören zu lassen. Es waren die ersten Amphibien, welche ich in Chile gesehen, und ich habe sie fast drei Monate lang lebend erhalten, bis sie dem Loose verfielen, das den meisten ihres Geschlechts bestimmt ist, welche einem Naturforscher in die Hände gerathen, dem Weingeistglase nämlich.

Aller Orten war jetzt Gehölz und Buschwerk, und wenn auch Felspartien und einzelne holzfreie Stellen sich zeigten, so befand ich mich doch in einem Walde. Von den Mühlen war freilich nichts mehr zu sehen, aber ich hatte nach meinem Compasse die Richtung, und fürchtete im Nothfalle auch ein Lager im Freien nicht. Es war nicht das erste Mal, ich konnte jeden Augenblick ein Feuer anzünden, hatte auch ein Stückchen

Brot, und dabei meine Enten; Wasser war in den Schluchten zu finden. So war im Verirrungsfalle die Aussicht auf die Nacht eine erträgliche, und ich hatte wohl schon schlechtere erlebt mitten im Schooße europäischer Cultur und Uncultur.

Den ganzen Tag hindurch war ich Niemand begegnet, und außer den einzeln in der Ferne zerstreut stehenden Häusern hatte ich keine Spur von Menschen getroffen. Jetzt hörte ich Schritte, und bald stand ein Mann vor mir, der so wie ich bewaffnet war und zu jagen schien. Aber man denke nicht an den ehrwürdigen Lederstrumpf, oder an irgend einen blutdürstigen Indianerhäuptling. Es war ein ehrlicher Chilene, wohl der Besitzer eines benachbarten vereinzelten Gehöftes, der sich auf der Vogeljagd ein erlaubtes Vergnügen machte, indessen immerhin wild genug aussah. Der spitze braune Hut, das dunkle sonnverbrannte Gesicht, langes, rabenschwarzes, flatterndes Haupthaar, und der blaue Poncho, erträglich malerisch um die Schultern geschlagen, erinnerten an einen jener italienischen Räuber, welche an Ort und Stelle ohne Zweifel weniger beliebt sind, als in unseren Galerien und modernen Kunstsammlungen. Seine Bewaffnung erschien

etwas unschuldiger als Kleidung und Physiognomie. Sie bestand aus einer unendlich langen Muskete mit Feuerschloß von gröbster Arbeit, und es schien kaum möglich, irgend ein Thier mit dem unbehülflichen Dinge zu erlegen. Doch hatte der Jagdfreund einige Vögel geschossen und dieselben gerupft, wie es dort Sitte ist, an einer Schnur um den Hals hängen. Wir näherten uns wie es schien ohne Mißtrauen, doch vielleicht auch nicht ganz ohne Vorsicht, aber bald waren wir im Gespräche, obgleich meine Kenntniß der spanischen Sprache, besonders zu jener Zeit, eben noch keine sehr glänzende zu nennen war.

Wie es bei fast allen chilenischen sogenannten Jägern der Fall, hatte mein neuer Freund keinen großen Vorrath von Pulver und Blei bei sich, und sprach mich, da er in mir den fremden, ohne Zweifel gut versehenen Schützen erkannte, um etwas Munition an. Ich gab ihm Pulver, und hatte hier zum ersten Male Gelegenheit, die Bescheidenheit zu bemerken, welche fast alle Chilenen in solchen Fällen entwickelten. Er nahm durchaus nur die kleinere Hälfte meines Pulvervorrathes an, da er nicht wußte, daß ich noch ein größeres Pulverhorn bei mir führte, und das kleinere, aus welchem ich ihm mittheilte, für

meinen ganzen Reichthum ansah. Auch von gebotenem Tabak nahm er nur eine höchst mäßige Menge und wollte mir einen seiner größten Vögel aufdringen. Als ich ihm aber meine Enten zeigte, bekam er Respect, sie seien selten in den Schluchten, meinte er, und ich hatte auch in der That Glück gehabt, zweimal solche zu treffen, da sie nicht häufig dort einfielen.

Wir schlenderten nun eine Weile zusammen und kamen bald in ein Thal, in welchem bisweilen Gold gefunden wurde, wie mir mein Begleiter sagte. Es war romantisch genug dieses Goldthal, und auch, so viel mich ein flüchtiger Blick belehrte, von geognostischem Interesse. Wollte ich aber noch unter Dach, so war kaum Zeit zu verlieren, denn blos noch die Spitzen der Berge glänzten von der Abendsonne, und Thal und Schlucht waren bereits fast gänzlich in Dunkelheit gehüllt. So stiegen wir rasch, indem wir mehrmals Gebirgswasser durchwateten, gegen die Höhe, und mein Chilene nahm Abschied, nachdem er mir noch freundlich die Richtung bezeichnet. Ich verfehlte sie auch nicht und begrüßte schon nach einer Viertelstunde Bombach, welcher, unter der Thür der Schenke stehend, sich sehr behaglich zu fühlen schien.

Der Herr der Schenke, und des für jene Gegend nicht unbedeutenden Kramladens, kam mir freundlich entgegen und sprach mich französisch an. Speisen und Getränke seien reichlich zu haben, sagte er, aber keine Betten, doch wolle er für ein Lager sorgen, das nichts zu wünschen übrig lasse. Allenthalben, wo ich die Nacht zubringen soll, sei es im Walde oder im ersten Hôtel Europas, liebe ich es sehr, das Bett, oder dessen Stellvertreter vor allen Dingen zu ordnen. So ließ ich mir auch hier die Schlafstätte zeigen, und wurde in ein kleines, fast europäisch ausgestattetes Gemach geführt, welches neben dem Laden lag, und in dem man bereits zwei Matratzen auf den Boden gebreitet und reichlich mit Decken und Sattelpelzen versehen hatte. Nebenan schliefen Herr und Frau in einem andern kleinen Zimmer. Alles war herrlich geordnet und versprach eine treffliche Nacht selbst für Leute, die nicht wie wir, den ganzen Tag gelaufen und geklettert. Als ich in den größeren Raum zurückkehrte, der zugleich als Speisezimmer, Waarenhalle und Verkaufslocal diente, fand ich Bombach beschäftigt, seine Jagdtasche auszukramen und die Federn der zum Abbalgen bestimmten Vögel zu ordnen. Auch er hatte eine Ente geschossen,

und der Wirth versicherte uns, wollten wir zwei derselben opfern, so sollte seine Frau in zehn Minuten ein kostbares Essen bereitet haben. Da ich von europäischen Gasthöfen her die Zeitdauer der zehn Minuten kannte, so capitulirte ich auf eine halbe Stunde, bestellte Bifsteks à la franzeska con papas (mit Kartoffeln), und verlangte vorläufig eine Flasche englisches Bier, welches mir Bombach als gut gepriesen hatte.

Hier entwickelte sich zuerst eine sonderbare Eigenthümlichkeit unseres Wirths, welche uns später viel Vergnügen machte. Wie es in jenen Ländern gebräuchlich, wo meist die Keller mangeln, liegen die in Flaschen aufbewahrten Getränke auf Gestellen, welche längs den Wänden angebracht sind. Unser Wirth hatte in der That eine reichliche Auswahl, und je nach den Umständen war Portwein, Teneriffa, Bordeaux, Pisco, Arak, englisches Ale und chilenisches Bier zu haben. Mit der Ordnung aber war es schlecht bestellt. Es sei Alles neu eingeordnet worden, sagte er, und er könne das Verlangte eben nicht finden. So suchte er jetzt lange nach Ale, und stellte mir dann eine Flasche auf den Tisch, indem er sagte: „Ich weiß nicht, was es ist, aber es wird wohl gut sein.“

Aber noch drei Monate später hörte ich dieselbe Redensart, und nur selten wurde das Bestellte wirklich gebracht. Diesmal hatte ich Bordeaux erhalten, der wirklich gut war, und Bombach und ich vertrieben uns mit demselben die Zeit, bis die Speisen bereitet waren. Es darf nicht auffallen, in jener Wildniß ein so gut bestelltes Lager von Spirituosen zu treffen. Zu jener Zeit war der Durchzug von Reisenden nach Californien stark, und da fast alle Schiffe mehrere Wochen im Hafen liegen blieben, und die meisten Passagiere Ausflüge in die Umgegend machten, so war die „Schenke bei den Mühlen" nicht selten besucht, und zudem führte auch der Weg von Santjago nach Valparaiso vorüber.

Nach Ablauf von nicht viel länger als einer Stunde war das Essen fertig, und ich bewunderte aufrichtig die Kochkunst der Sennorita, welche in so kurzer Zeit wirklich Treffliches geleistet. Die Enten waren zerstückt und zugleich mit etwas Ochsenfleisch und einem Huhn gedämpft worden; man hatte in Ermangelung der Butter Fett, dann Zwiebeln und reichlichst spanischen Pfeffer zugesetzt, und alles das gab ein so herrliches Gericht, daß ich mich bewogen fand, den Wirth um das Recept zu befragen, denn welcher Reisende, der

nicht selten in den Fall kommt, sein eigener Koch zu sein, interessirt sich nicht für dergleichen? Ich lud Wirth und Wirthin, welche letztere jetzt auch erschien, ein, uns Gesellschaft zu leisten, und bestellte noch zwei Flaschen Bordeaux, statt dessen ich aber jetzt Ale erhielt.

Nach dem Essen wurde Paraguaythee getrunken, und der Brasero, das Kohlenbecken, statt des Tisches in die Mitte gestellt. Es war des Nachts noch kalt auf den Bergen, und der Wind pfiff unfreundlich durch die mannichfachen Ritzen des Hauses, während oben der Mond durch das Dach von Stroh und Palmblättern blinkte, und melancholisch die Schinken betrachtete, welche dort neben allerlei anderen eßbaren Dingen aufgehängt waren. Und doch war es gemüthlich dort und heimlicher, als ich es kaum irgendwo getroffen auf der ganzen Reise. Bald wurde unsere kleine Gesellschaft durch noch einen Deutschen, Herrn Schmids, vermehrt, der gewöhnlich nur der Müller genannt wurde, da er Oberaufseher auf den Mühlen war. Es war ein freundlicher Mann, der mir später vielfache Gefälligkeiten erwies, und kaum braucht erwähnt zu werden, daß wir rasch bekannt wurden. Man hat auf Reisen nicht lange Zeit zu proben und zu mäkeln.

Mancherlei Geschichten wurden dort erzählt am glimmenden Kohlenfeuer, und erst jetzt erfuhr ich, daß der Wirth ein Italiener war, ein Apotheker seines Zeichens, der Italien verlassen hatte, rasch, wie es schien, und ohne uns einen Grund anzugeben, der aber dann Buenos Ayres eben so schnell den Rücken kehrte, weil er von dort seine Frau entführt hatte, eine niedliche, runde, kleine, kohlenäugige Sennorita, welche so trefflich zu kochen verstand, und sich so gut in das wilde Leben schickte, wie er sagte.

Er war mit seiner jungen Frau über die Cordillera geflohen, verfolgt von „bösen Menschen," wie die Frau einschaltete — ob Gatte, Bruder, Vater, Bandit oder Polizei, blieb unerörtert — und fast wären sie verhungert und erfroren, aber die heilige Jungfrau hatte weiter geholfen, und nun sie gerettet, sprach sich's gar behaglich von den Schneefeldern der Anden. Ich erzählte deutsche Studentengeschichten, wie ich mich da geschlagen und vertragen, und welche Mengen Bier man getrunken als „ordentlicher Kerl" und braver Bursche. Die Sennorita bekreuzte sich und schauderte noch mehr darüber, als über meine Schilderung von Cap Horn, das ich vor Kurzem umschifft hatte.

Bombach gab mildere Scenen: von der Pracht in Hamburg, von den reichen Läden und Verkaufsgewölben und von den unendlichen Reichthümern der Kaufherren dort. Wie funkelten da die Augen der kleinen Frau! Welche Stoffe, welche Geschmeide!

Aber Gespenster schlichen sich nicht in unsere Gesellschaft. Wie kam das? Hätte man so in Deutschland beisammen gesessen, ohne Ahnungen, ohne Todtenuhren, ohne ein graues Männchen oder eine weiße Frau? Aber ich glaube, es giebt keine Gespenster im jungen Amerika. Ich kenne Einen, der sich eben nicht fürchtet, aber wenn er des Nachts über die deutsche Heide ritt, blickte er doch bisweilen nach den grauen Nebelstreifen, die das Mondlicht so sonderbar beleuchtete, und summte halblaut: „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?" Derselbe ist in Chile wohl fünfzig Nächte im Freien gewesen, aber auch mit keiner Silbe dachte er dort je an ähnliche Dinge, weder im Freien, noch im geschlossenen Raume. Und wie der Fremde, so auch der Einheimische. Aber dennoch muß das spukfreie Land auch sein Ungeheuerliches haben. Anders will es eben der Mensch nicht. So spricht man dort von mancherlei seltsamem Gethiere, und ich

will nur eine Schlange erwähnen, von welcher der Müller erzählte, und welche sogar schwerlich ganz in das Reich der Phantasie zu verweisen ist.

In den La Plata-Staaten, sagte derselbe, existirt ein sonderbares und gefährliches Thier. Es ist eine Schlange von etwa fünfzehn Fuß Länge, aber von der Dicke eines sehr starken Mannes, vielleicht noch stärker. Dieses Thier hat eine nur langsame Bewegung, aber im Athem eine furchtbare Kraft. Selbst größere Säugethiere, zum Beispiel Füchse, werden, sind sie einmal auf zehn oder zwölf Schritte im Bereiche der Schlange, von ihr angezogen und verspeist. Die Thiere, welche einzig durch das mächtige Einziehen der Luft dem Ungeheuer immer näher gebracht werden, stemmen sich mit aller Kraft dagegen und schreien häufig aus Angst, doch Alles ist vergebens. Die Schlange zieht auf gleiche Weise kleine Kinder an sich und ist deshalb sehr gefürchtet, da sie sich nicht selten in der Nähe von Dörfern und Städten blicken läßt. So bei Mendoza, San Juan, La Bioja. Da sie keine raschen Bewegungen hat, können kräftige Männer ihrer Herr werden, und man erschlägt sie mit Aexten. Ihre Haut giebt Riemen und Lederzeug,

und wird, in Streifen geschnitten, zu Reitpeitschen verwendet.

So weit der Müller. Daß die Geschichte von dem Anziehen durch den Athem eine Fabel ist, begreift Jedermann. Aber daß dort ein Thier in ähnlicher Form und Größe existirt, das von unseren Naturforschern bis jetzt noch nicht gekannt ist, unterliegt fast auch keinem Zweifel. Ich habe später mit einem deutschen Arzte in Santjago, welcher sich vielfach mit der Fauna jener Gegend beschäftigte, über die Sache gesprochen, und er sagte mir, daß jene allgemein verbreitete Sage in Betreff der Größe der Schlange ihre Richtigkeit habe, und ihm selbst sei durch die glaubwürdigsten Zeugen bestätigt, daß kleinere Säugethiere, Vögel und Amphibien sich wirklich der Schlange nähern und ihre Beute würden. Aber die Haut der Schlange sei stets klebrig, so daß eine Menge von Insecten, ja selbst kleine Vögel, auf derselben kleben blieben, und diese sowohl, als die größeren, später zum Opfer fallenden Thiere sähen ohne Zweifel die Schlange selbst für einen liegenden Baumstamm an, dem sie auch wirklich ähnlich sehe. Auf solche Weise, indem sie sich der kleinen festklebenden Thiere bemächtigen wollten, würden sie eine Beute des Unthiers.

Es war spät geworden unter diesen Gesprächen, und wir suchten unser Lager, auf welchem wir ganz vortrefflich ruhten.

Als wir am andern Morgen mit dem Abbalgen unserer Vögel beschäftigt waren, besuchte uns der Müller und schlug uns vor, einige Tage auf den Mühlen zu bleiben und von dort aus Ausflüge in die Umgegend zu machen. Gesammelte Dinge wolle er uns auf's beste verwahren, und Pferde könne er uns schaffen, so oft und so viele wir wollten. Was konnten wir Besseres thun? Schnell entschlossen schlugen wir ein. Für heut' wollten wir das Goldthal und den Wasserfall besuchen, der etwa zwei Stunden von den Mühlen gelegen war, und morgen eine größere Partie zu Pferde in's Innere ausführen. Da aber der Italiener und seine Frau nach Valparaiso ritten und erst des Abends zurückkehrten, so schlugen Beide selbst uns vor, nach der Heimkehr bei einer Frau zu essen, welche etwa einen Büchsenschuß weit vom Italiener entfernt ein kleines Haus bewohnte, wir könnten dort die eigentliche Landessitte beobachten und seien gut aufgehoben.

Als wir eben aufbrechen wollten, wurde unsere Gesellschaft durch einen weiteren Landsmann

vermehrt, einen jungen Kaufmann, W. aus Bremen, welcher direct nach Valparaiso gereist war, um dort eine Stelle zu finden. Da ihm aber dies bis jetzt noch nicht gelungen, so hatte er freie Zeit und war uns gefolgt, weil er von unserem Vorhaben wußte. Der junge, eben nicht sehr kräftige Mann hatte sich mit einer furchtbar schweren Büchse, und mit einem entsprechenden Jagdmesser ausgerüstet, und war fast der Last dieser Waffen erlegen, ehe er die Höhe der Berge erreicht hatte. Da in jenem Theile Chiles eine Kugelbüchse vollkommen überflüssig ist, indem von vierfüßigen Thieren nur einige Rattenarten vorkommen, und größere Raubvögel leicht mit Schroten zu erlegen sind, so nahmen wir ihm dieselbe ab, ließen sie beim Italiener, und gaben ihm dafür Bombach's Botanisirbüchse und meine Mineralienhämmer zu tragen. So war ihm und uns die Last erleichtert.

Wir stiegen fast auf demselben Wege, welchen ich gestern eingeschlagen hatte, wieder abwärts, und erreichten endlich das Thal, in welchem von Zeit zu Zeit Gold gefunden worden sein soll. Ich habe in Valparaiso ein Stück Gold von etwa drei Unzen Gewicht gesehen, aber offenbar durch Wasser abgerundet und eingeschlossen in ein grünes thon=

artiges Gestein, welches Glimmer und Quarz=fragmente enthielt. Es sollte unweit Valparaiso gefunden worden sein, und ich fand jetzt in dem Thale jenes grüne durch Zersetzung entstandene Gestein in allen Stufen seiner Entstehung. Ich zweifle daher nicht, daß jenes Stück gediegenen Goldes aus diesem Thale stammte, das heißt wenigstens dort gefunden wurde. Eigentlich ist das Thal ein Flußbett, aber nur zu gewissen Zeiten, entweder zur Regenzeit, oder wenn plötz=lich auf der hohen Cordillera bedeutende Mengen Schnee geschmolzen, ergießt sich ein eigentlicher Strom durch dasselbe. Meistens ist es nur ein kleiner Bach, der sich bald da, bald dort seinen Weg sucht, je nachdem der zuletzt das Thal durchfließende Strom eben Risse und Furchen gezogen. So war es gegenwärtig, und nur an manchen Stellen sammelte sich das Wasser, so daß wir es umgehen mußten.

Mächtige Fluthen aber müssen wohl zu ge=wissen Zeiten das Thal durchströmt haben, denn die steilen Felswände desselben zeigten allenthalben die Spuren hiervon. Theils fanden sich voll=kommen abgeschliffene Stellen, theils Risse und Furchen, welche von großen Steinmassen zeugten, die der Strom vorübergeführt haben mochte.

Eben so lagen allenthalben zerstreut Felsblöcke, vollkommen abgerundet, ja manchmal fast glänzend polirt, welche als kolossale Geschiebe vom Wasser dorthin gebracht worden sind.

Wir beluden uns, oder eigentlich unsern neuen Gefährten W. reichlich mit geognostischen Handstücken, und verfolgten unsern Weg gegen das Ende des Thals zu, wo der Wasserfall war.

Hier und da erlaubten es irgend eine Seitenspalte, oder Klüfte des Gesteins, die Höhe der Felswände zu besteigen, und dort im herrlichen Buschholz schoß ich zuerst den rothbrustigen Staar (Sturnus militaris), einen der schönsten, wenigstens buntesten Vögel jener Gegend, und sah die Quiay (Laurus peumo) oder den Seifenbaum, welcher aber im Innern des Landes noch häufiger vorkommt als hier. Die Rinde wird zur Tuchbereitung benutzt, um demselben Glanz zu geben, und soll, wie man mir sagte, in größeren Quantitäten nach Europa versendet werden, was mich indessen hier eingezogene Erkundigungen bezweifeln lassen. In Chile wird sie ähnlich unserer Saponaria zum Waschen verwendet, und die Damen benutzen einen Absud derselben bei der Toilette, um ihre schönen, glänzenden, schwarzen

Haare noch schöner, noch glänzender, noch schwärzer zu machen.

Während ich nun so auf der einen Seite der Felsen durch Busch und Gesträuche vorwärts kletterte, durchstreifte Bombach die entgegengesetzte, und über das Flußbett riefen wir uns von Zeit zu Zeit zu, damit sich Keiner zu weit entferne. W. hingegen, der an keiner Stelle recht aufwärts konnte, watete auf der Sohle fort und suchte, indessen fruchtlos, nach Goldkörnern. Den Müller hörten wir bald vor, bald hinter uns, bald nahe, bald ferne rufen, singen und schießen. Verfolgten wir nur die Richtung des Thales, hatte er gesagt, so müßten wir uns am Wasserfall treffen. Dies geschah auch endlich, und zwar fast gleichzeitig. Alle aber waren wir erstaunt über die wilde, romantische Schönheit der Felspartie, in welcher wir uns befanden, und über die noch pittoreskere Schlucht, welche wir unter uns erblickten. Wir saßen auf wild umher zerstreuten Felsblöcken, um und theilweise über welche das Wasser rauschte, das hier seine ganze Kraft zu sammeln schien, um wenigstens einigermaßen würdig den mächtigen Sturz zu vertreten, der von Zeit zu Zeit in den Abgrund braust. Neben uns stiegen die Felswände steil an, und hier

waren ganze Flächen vollständig polirt und geschliffen, da bei höherem Stande der Wasser in der verengten Schlucht ein furchtbarer Andrang sein muß.

Selten aber habe ich einen eigenthümlicheren Anblick gehabt als den, welchen die tiefe Thalschlucht, in welche sich die Wasser stürzten, und die gegenüber sich aufthürmenden Berge gewährten. Tief unten in der Schlucht herrschte Dunkelheit, fast Finsterniß, allmälig aber wechselten die Farbentöne und gingen oben in den Spitzen der Berge in das lebhafteste, von der Sonne vergoldete Grün über. Ziemlich zahlreiche Palmen, welche das niedere Gehölz weit überragten, und die Pourretia, die allenthalben an den Felswänden in unserer nächsten Nähe wucherte, erinnerten allein an eine tropische Gegend, sonst hätte man sich kaum von dem Gedanken trennen können, in einer wilden Waldgegend unseres guten, alten Deutschland zu sein.

Bombach war, während ich eine flüchtige landschaftliche Skizze entwarf, auf einen Vorsprung des Felsens geklettert und rief mir zu, ein Gleiches zu thun. Ich folgte ihm und hatte dort den sonderbaren Anblick, das herabstürzende Wasser in der Luft scheinbar vollständig verschwinden zu

sehen. Die Tiefe des Falles betrug etwa zweihundert Fuß (wir maßen sie später mit dem Barometer), und der schwache herabstürzende Strom zertheilte sich bald in einzelne Arme, dann in Tropfen, und endlich in einen feinen Staubregen, welcher an den Wänden der Thalschlucht sich als Beschlag ansetzte, und unten zuletzt wieder zu einem friedlichen Bache ansammelte. „Im Winter und wenn Stürme kommen, geht's anders," sagte der Müller, „da hört man auf Stunden weit das Toben des Waldstroms, aber er taugt zu nichts Solidem, einmal zu viel, einmal zu wenig: darum müssen wir Windmühlen haben."

Wir beschlossen auf Seitenwegen in die Schlucht zu steigen und erkletterten deshalb die linke, weniger hohe Felswand, von welcher es uns möglich erschien, hinabzukommen. Anfänglich ging auch Alles vortrefflich, wir befanden uns auf einem waldigen, sanft abwärts führenden Abhange, und W. meinte, er habe sich einen Urwald ganz anders vorgestellt. Bald aber begann ein rasches Abfallen des Terrains, und in kurzer Zeit mußten wir mit Händen und Füßen zugleich uns weiter helfen. Die Vogeljagd, die uns eben noch manches Exemplar geliefert, wurde aufgegeben und die Gewehre auf den Rücken gehängt. Nur der Müller

blieb oben, streifte nach Vögeln und sagte, er wolle uns auf der Höhe erwarten. Gleichzeitig mit dem steileren Abfallen der Thalwand schien sich aber auch die Vegetation geändert zu haben. Die sanften Kinder der Flora wurden stachlig und widerhaarig. Geschlechtsverwandte der Pourretia traten auf, kleiner als sie zwar, doch mit nicht weniger Stacheln und Haken besetzt. Eben so die Losa (Losa acerifolia), die auch nächst Valparaiso vorkommt, eine Art Nessel, deren Blätter empfindlich auf der Haut brennen und Pusteln erzeugen, die vierzehn Tage lang schmerzen.

So waren wir fast einzig darauf beschränkt, uns an den hervorstehenden Wurzeln festzuhalten, denn Aeste und Blätter versagten uns alle Hülfe, während das allenthalben verwitterte und lockere Gestein häufig schon beim leisen Anstoß in die Tiefe rollte. Bombach, ein rüstiger Kletterer, war ziemlich weit voraus, er sprach keine Silbe, aber sprang oder rutschte, je nach Bedürfniß, unverdrossen weiter. Desto mehr aber lamentirte W., der hinter mir zurückgeblieben, jeden Augenblick rief, er könne nicht weiter, es sei gar kein Weg, sondern eine Mauer, wir würden Hals und Beine brechen! Ich gestehe, daß ich bereits auch schon diese tröstliche Möglichkeit vor mir gesehen hatte,

aber ich wollte einmal in die Schlucht, und so kletterte ich zu, so gut es ging. Ich sah jetzt Bombach nicht mehr, aber er rief mir zu, unten ginge es besser, er habe jetzt eine feste Felswand gefunden, an welcher man sich bequem anhalten könne, ich solle nur über den Wasserriß springen.

Man springt ganz gut über einen Wasserriß, wenn er nicht zu breit ist und horizontal vor uns liegt, aber der fragliche war eine Felsenspalte mit zerbröckelten Kanten und senkrecht vor mir eine Ecke bildend, welche alle Aussicht auf die drüben angepriesene Bequemlichkeit versperrte. Konnte man auf der andern Seite Fuß fassen, und wo?

W. aber, in halb lächerlicher, halb gefährlicher Stellung, erklärte, hier wolle er bleiben und abwarten, bis wir die Hälse gebrochen hätten, nicht für alle Schätze Californiens sei er der Narr, um nichts und wieder nichts in einen Abgrund zu springen. Es lag viel Wahres in der Ansicht des jungen Mannes, der, sonst ziemlich schüchtern, hier aus Furcht Muth bekam, indessen mag es wohl sein, daß ich, eben weil er sich so bestimmt für das Nichtweitergehen aussprach, gerade um die verhängnißvolle Spalte sprang. Ich trat auf einen etwas vorstehenden Stein,

faßte mit beiden Händen an und schwang mich herum. Drüben rollten zuerst eine Menge Gestein und Erdstücke unter meinen Füßen weg, und ich selbst folgte dann nach, etwa zwanzig Schritte halb rollend, halb fallend, indem ich mich auf dem abschüssigen und unsichern Boden nicht halten konnte. Nachdem ich endlich festen Fuß gefaßt, sah ich noch weiter unten Bombach an einer Felsenwand hängen, und, man konnte es an seinen Bewegungen sehen, höchst vorsichtig abwärts steigen.

W.'s Gedanken in Betreff der nicht vorliegenden Nothwendigkeit, die Schlucht zu befahren, wurden mir hier so plausibel, daß ich Bombach zurief, er möge, glücklich unten angekommen, drei Schüsse thun, und hierauf unverzüglich wieder aufwärts zu steigen begann. Nachdem ich die gefährliche Spalte passirt hatte und so plötzlich wieder zum Vorschein kam, überschüttete mich W. mit den schmeichelhaftesten Freundschaftsworten, daß ich so klug gewesen, umzukehren und ihn nicht im Stiche gelassen. „Wir sind ja keine Eichhörnchen oder Affen," sagte er, „denn nicht einmal eine Katze kommt lebendig in dies Höllenloch."

In nicht halb so viel Zeit, als wir zum Abwärtsklettern bedurften, waren wir wieder oben.

Der Müller lag im Grase und lachte, es sei kaum möglich, da hinunter zu kommen, er habe auch schon einmal den Versuch gemacht und wieder abziehen müssen. Als ich ihm sagte, daß Bombach es doch versuchen wollte, und ihm von den verabredeten Signalschüssen sprach, ward er fast bedenklich. Da krachte ein Schuß aus der Schlucht, der mit tausendfältigem Echo aus den Bergen widerhallte. Aber kein zweiter folgte. Wir sahen uns ängstlich an; war er hinabgestürzt und ein Lauf der Doppelflinte hatte sich von selbst entladen? Da folgten rasch aufeinander die zwei anderen Schüsse und rissen uns aus unserer Verlegenheit.

Jetzt kramte der Müller seine geschossenen Vögel aus und übergab mir zugleich einen über drei Zoll langen Käfer, den Prionus mercurius, und noch andere kleine Insecten; auch einen Falken hatte er geschossen, und so war unsere Beute für den Tag nicht unbedeutend. Wir hatten aber kaum eine Stunde ausruhend im Grünen gesessen, als plötzlich Bombach erschien, und zwar zu unserer Zufriedenheit viel früher, als wir dachten, da wir fürchteten, lange auf ihn warten zu müssen. Er sagte, daß er einen bessern Weg gefunden als den abwärts eingeschlagenen, und

wußte Mancherlei zu berichten von der Schlucht selbst; es sei fast ganz dunkel dort, feucht und kalt, Thiere und Pflanzen gäbe es keine, aber er glaube — Gold. Dabei zog er aus der Jagdtasche eine Handvoll glänzenden gelben Sand, und hielt ihn mir hin. W. und der Müller zogen sonderbare Mienen, ich aber mußte leider die Illusion sogleich zerstören, denn ich hatte bereits vor einigen Tagen unweit Valparaiso solchen Goldstaub gefunden, der sich bald als Glimmer aus verwittertem Granit erwiesen, und ohne Zweifel durch den Verwitterungsproceß auch die gelbe Farbe erhalten hatte.

Als wir bald darauf auf dem angetretenen Heimwege an eine lichte und schon ziemlich hoch gelegene Stelle gelangten, sagte der Müller, hier könnten wir Ratten schießen, wenn wir einige Minuten ruhig stehen blieben. Wir wurden jetzt eine Menge von Erdlöchern gewahr, und nachdem wir uns vertheilt aufgestellt hatten, kamen nach kurzer Zeit die Bewohner jener Höhlen zum Vorschein. Es war die Ratte mit dem Büschelschwanze, welche anfänglich den Kopf hervorsteckte und dann mit unendlicher Behendigkeit von einem Loche zum andern lief. Ich weiß nicht, ob die ganze Unterhaltung, welche sich diese Thiere ver-

schaffen, in diesem harmlosen Vergnügen besteht, oder ob nur unsere Anwesenheit sie dazu bestimmte, indessen schossen wir einige. Hierauf stampfte der Müller kräftig mit dem Fuße auf den Boden, und fast in selbem Augenblicke erschien beinahe in jedem der Erdlöcher der Kopf einer Ratte, welcher indessen eben so schnell wieder zurückgezogen wurde. Nach drei- oder viermaligem Aufstampfen aber ließ sich nicht eine einzige mehr blicken. Ich habe, nebenher gesagt, später auf dem Wege von Valparaiso nach Santjago diese Thiere in ungeheurer Anzahl getroffen, und der Boden ist an manchen Stellen buchstäblich unterminirt von ihrem Bauen.

Wir gelangten ohne weitere Abenteuer nach Hause und verfügten uns sogleich in das Haus der Sennorita Dores, bei welcher wir bestellter Maßen unser Mittagsbrot einnehmen sollten. Der Caballero Dores war, wie es schien, auf einer größeren Reise begriffen, denn ich traf ihn noch nach drei Wochen nicht zu Hause. Einige sagten, er sei auf den Viehhandel gegangen, Andere wollten wissen, auf's Paschen in die Cordillera. Dies war uns indessen Einerlei, denn wir hatten es vorläufig blos mit der Küche der Sennorita zu thun.

Das Haus, la Casa, eigentlich nichts weiter als eine Hütte, bestand aus vier Lehmwänden, welche ohne Zwischengebälke mit Stroh und Palmblättern gedeckt waren, und hatte nur ein einziges Gemach, während durch einen Vorsprung des Daches, der auf unbehauenen Baumstämmen ruhte, eine Art Vorgemach gebildet wurde. Im inneren Zimmer standen ein roher Tisch und drei oder vier kleine Stühle, eigentlich Kinderstühlchen. Eigenthümlicher Weise liebt man an der ganzen Westküste Amerikas, so weit die frühere spanische Herrschaft reichte, ganz niedrig, fast hockweise zu sitzen, und wenn auch bei reicheren Leuten moderne Möbeln eingeführt sind, trifft man doch allenthalben beim Volke diese kleineren, niederen Schemelchen, oder ähnliche Bänke. Mit dieser höchst einfachen Einrichtung des Raumes bildete ein Bett einen gewaltigen Contrast, welches am Ende desselben stand und mit dunkelrothem Seidenzeuge überzogen war. Auf einem kleinen, niedrigen Tische stand neben demselben ein alter elender Scherben und ein großer silberner Leuchter. In der Mitte des Gemachs war ein rundes Loch in die Erde gegraben, um Feuer darin anzuschüren, wenn die Witterung unfreundlich war. Nach alter, patriarchalischer Sitte war

es dem Rauche überlassen, irgendwo durch Thür oder Dach nach Belieben sich einen Ausweg zu verschaffen.

Etwa zwanzig Schritte von dieser Hütte stand eine zweite, die Küche und Speisekammer zugleich war, und dorthin verfügten wir uns jetzt. In der Mitte der Hütte brannte ein Feuer, um welches etwa sechs bis acht Töpfe standen, und an den Wänden hingen mächtige, ganz frische und noch rauchende Stücke Ochsenfleisch, dazwischen ein Pferdezaum, ein Schlachtmesser, ein Lasso. Die Sennorita saß auf den Hacken am Feuer, und zwar in ganz außerordentlich einfachem Costüme, nur mit einem einzigen, vollständig unentbehrlichen Kleidungsstücke angethan, über welches aber ein gelber gestickter chinesischer Shawl geworfen war, den bei uns die reichste Dame aus den ersten Ständen hätte tragen dürfen. Sie erhob sich, als wir eintraten, und begrüßte uns freundlich und artig, und wir bemerkten bei dieser Gelegenheit, daß es wirklich eine hübsche und kaum achtzehn Jahre alte Frau war. Dann setzte sie sich aber wieder und schien sehr eifrig beschäftigt, in den verschiedenen Töpfen zu rühren, wobei sie aber kein Auge aufschlug, sondern stets auf den Boden blickte.

Demuth und Unschuld einer kindlichen Natur! dachte ich und bewunderte den über drei Fuß langen Knüppel, welcher als Kochlöffel oder Rührinstrument diente. Aber die sanfte Frau hatte die Augen blos niedergeschlagen, um etwa zehn bis zwölf allenthalben herumlungernde Hunde, welche bereits Allerlei entwendet hatten, herbeizulocken und ihnen dann mit jenem Kochprügel eins über die Ohren versetzen zu können. Dies geschah jetzt plötzlich und mit solcher Energie, daß die Hunde heulend die Küche verließen.

Das Essen war bald fertig und wurde auf einem Gemische von Steingut und Porzellan aus allen Ländern der Welt aufgetragen; indessen war es gut und schmackhaft bereitet, und namentlich mehr nach französischer als englischer Art gekocht, was besonders mir, dem Süddeutschen, sehr angenehm, dem Syrup und Fleisch, gemengt mit Speck, frischem Schweinsblute und Rosinen (der sogenannte Blutpudding der Hamburger Seeleute) ein Gräuel ist. Wir hatten Hühnersuppe, gesottenes Rindfleisch und ein gebratenes, oder vielmehr gedämpftes Huhn, und an Gemüsen Artischoken und Blumenkohl, welche beide dort häufig wachsen und trefflich gerathen. Ganz auffallend war mir das schnelle Gar- und Genießbar-

werden des Rindfleisches; wir speisten von demselben Stücke, von welchem ein Theil noch warm an der Wand hing, denn das Thier war kaum zwei Stunden vorher getödtet worden. Ich habe allenthalben in Chile dasselbe gefunden, während bei uns, auch abgesehen vom Zeitunterschiede des Garwerdens, das Fleisch ganz frisch geschlachteter Thiere immer einen unangenehmen Geschmack hat. Ich weiß keinen andern Grund dafür anzugeben, als daß in Chile alles Vieh frei in Wiese und Wald gezogen wird, und also gleichsam als Wild zu betrachten ist.

Ich verlangte zum Schlusse unseres Mahles Wein, das heißt rothen einjährigen Wein, oder vielmehr Most, der in Conception, einer südlich gelegenen Provinz von Chile, gebaut wird und ein ganz gutes Getränk abgiebt. Man brachte uns denselben in einer Kaffeekanne von englischem Steingut und stellte uns, anstatt der Gläser, Tassen aus einer französischen Fabrik dazu. Dieses Gemenge der verschiedensten Geräthschaften und die Zusamenstellung von Dingen, welche sich nach unseren verfeinerten Begriffen durchaus nicht passen, hat einfach seinen Grund darin, daß jene Landbewohner ihre Bedürfnisse in Valparaiso kaufen, wo und wie sie eben wohlfeil dazukommen, dabei

aber stets den aus Europa kommenden Dingen den Vorzug geben, ähnlich wie es früher bei uns mit englischer und französischer Waare der Fall war.

Wir stellten uns des Abends am Saume eines kleinen Gehölzes auf den Anstand, um Eulen zu schießen, und ich schoß ein schönes Exemplar, die Strix flammea, und Bombach eine Taube, welche sich aber als eine Haustaube erwies, die, Gott weiß aus welchem Grunde, sich verspätet haben mochte. Die letztere wurde dem mittlerweile heimgekehrten Italiener übergeben, bei dessen Brasero wir den Abend wie gestern verbrachten, uns aber zeitig zur Ruhe begaben, da wir des andern Tages eine weitere Expedition beabsichtigten.

Der Müller, welcher unser Führer sein wollte, hatte die Pferde besorgt, was dort mit größter Leichtigkeit geschehen kann, indem auf jedem und auch dem kleinsten Gehöfte stets mehrere Pferde gehalten werden. Als man aber draußen bereits unsere Rosse wiehern hörte, gestand mir W. mit einiger Aengstlichkeit, er habe nie in seinem Leben auf einem Pferde gesessen. Da ich indessen die chilenischen Sättel und das ganze Reitzeug überhaupt kannte und wußte, daß auch ein ganz ungeübter Reiter sich ziemlich erträglich auf den-

selben zu erhalten vermag, so redete ich ihm zu, indem ich ihm den Trost gab, daß er ja immer noch umwenden könne und auf jeden Fall hier zu Lande das Reiten noch lernen müsse.

Wir schlugen zuerst den Weg nach Santjago ein. Dort dehnt sich eine weite Fläche aus, auf der zwar hier und da einiges Buschwerk, wohl auch bebaute Felder und Wohnungen von Landleuten gefunden werden, vorzugsweise aber ist der Boden kahl und hart wie eine Scheunentenne. Indessen ist eben jener Theil des Weges fast immer belebt. Reiter begegnen sich, und Verlochen mit Reisenden, welche nach Santjago gehen oder von dort kommen, fahren mit rasender Schnelligkeit über den festen, zu solchem Wettrennen trefflich geeigneten Boden. Diese Verlochen sind kleine zweiräderige Kutschen, mit einer Gabeldeichsel, in welcher blos ein Pferd läuft. Ein Mann zu Pferde reitet nebenher und lenkt den Wagen, und ein zweiter begleitet ihn. An steilen, abwärts führenden Stellen hängt dieser letztere sein Pferd hinten an den Wagen und hält so, gewissermaßen den Hemmschuh ersetzend, die Schnelligkeit der Fahrt in etwas auf. Geht es aber aufwärts, so spannen sich beide Reiter mittelst starker am Sattel befestigter Rie-

men vor den Wagen, neben das Pferd in der Gabeldeichsel, und man fährt so bald ein-, bald zwei-, bald dreispännig, stets aber, einerlei ob den steilsten Abhang auf- oder abwärts, im rasendsten Galopp. Im Wagen selbst, in welchem nur zwei Personen sitzen können, sind alle Effecten der Reisenden fest eingepackt oder angebunden, um nicht hinausgeschleudert zu werden. Der Reisende selbst hält sich mit Händen und Füßen fest, wenn die tolle Jagd im besten Zuge ist. Ein dritter Reiter endlich treibt zwanzig bis dreißig ledige Pferde nebenher, oder voraus, von welchen von Zeit zu Zeit eines mit dem Lasso gefangen und anstatt des ermüdeten vor die Verloche eingespannt wird. Und das Alles geht mit wildem Geschrei und wüthender Hast vor sich, als hänge Ehre und Leben an jeder verlorenen Secunde. Aber dennoch, trotz der scheinbaren Gefährlichkeit jener Verlochenreise, ist fast nie irgend ein Unglück geschehen, so dauerhaft ist das Lederzeug, so sicher sind die Pferde, und so gewandt und zuverlässig ihre Lenker.

Mitten unter diesem tollen Treiben und wilden Hin- und Herjagen, in welches wir bald fast unwillkürlich mit hineingerissen wurden, machten die schwerfälligen Ochsenkarren einen

ganz eigenthümlichen Eindruck, durch welche ein Theil des Waarentransports zwischen Valparaiso und Santjago betrieben wird. *) Schon auf lange Strecken voraus kündigt sich ein solches Fuhrwerk durch ein ganz sonderbares Knarren und Pfeifen an, welches die unsinnig hohen Räder verursachen, und dabei scheinen die Führer derselben die Schnelligkeit der Verlochen und Reiter durch die unverwüstlichste Ruhe und Langsamkeit compensiren zu wollen. Es sind einem solchen Karren vier bis sechs Paar Ochsen vorgespannt, welche der Treiber mittelst eines an fünf Klafter langen dünnen Stabes mit eiserner Spitze lenkt. Meist halten sich sechs bis acht solche Fuhrwerke zusammen, und legen des Tages kaum mehr als sechs Stunden zurück. Nachts aber hat ein Lager derselben viel Romantisches. Die Wagen sind dann nach Art einer Wagenburg zusammengestellt, in ihrer Mitte befinden sich die Ochsen, dazwischen die braunen, mystisch vom Feuer beleuchteten Gestalten der Treiber mit ihren spitzen Hüten, dem dunklen Poncho und den langen, lanzenartigen Stäben, und dazu klingen die monotonen und doch nicht

*) Jetzt braust das Dampfroß über jene Flächen.

unangenehmen Gesänge, welche die Treiber während ihrer Nachtwachen leise ertönen lassen.

Wir bogen jetzt rechts ab und begannen langsamer zu reiten, zum besondern Vergnügen W.'s, der bisher mit hochgeröthetem Gesichte neben uns her galoppirt war, und allmälig kamen wir jetzt in eine waldige Gegend. Zuerst waren größere Strecken, mit dem Espino bedeckt, der Acacia cavenia. Der stachlige Strauch wird theils zu Einfriedigungen von Feldern und Gärten benutzt, theils bedeckt er aber auch, wild wachsend, größere Strecken, und dient dann dem Graswuchse zum Schutze gegen die Sonne, indem er selbst durch seine zahlreichen Stacheln gegen das Abfressen des Viehs geschützt ist. Er hat ein trauriges Ansehen, erst gegen Ende Octobers beginnt er sich spärlich zu belauben, und sieht immer mager und kümmerlich aus. Er wird sechs bis acht Fuß hoch, und es kommen meist in seiner Nähe noch zwei andere Acacien vor, welche wahrscheinlich häufig mit ihm verwechselt worden sind.

Endlich machte der Espino anderem Buschwerke Platz, und nachdem wir einige Zeit durch ein Holz mit hübschem Baumschlag und einzelnen Palmen gekommen waren, senkte sich das Terrain plötzlich, und wir machten an einem Sumpfe Halt.

Außer der Ratte mit dem Büschelschwanze und einigen Geiern und Falken, welche am Wege saßen, und von welchen letzteren Bombach einen schoß, hatten wir bis jetzt kaum ein Thier gesehen. Hier aber kündigte der Müller uns eine reiche Vogeljagd an; wir banden daher die Pferde mit dem Lasso an einen Baum und versuchten unser Glück. Bald kamen wir an Enten, von welchen wir sieben bis acht erlegten. Dann aber schien die ganze Entenbevölkerung rebellisch zu werden, und nachdem sie sich von allen Seiten des Sumpfes lärmend erhoben hatten, beschrieben sie hoch in der Luft einige weite Kreise, und zogen dann ab. Der Müller meinte, wir hätten heute noch das Vergnügen, sie wieder zu sehen, denn sie flögen alle nach dem See zu, welchen auch wir noch besuchen wollten, und wir trösteten uns daher.

Nachdem wir dann aber auch noch mancherlei anderen Vögeln nachgegangen, und darüber eine geraume Zeit verbracht hatten, mahnte der Müller wieder zum Aufbruch, und wir ritten fast anderthalb Stunden lang so ziemlich, was die Pferde laufen konnten, abwechselnd über Berg und Thal. Einzelne ländliche Wohnungen in Mitte ihrer Felder sahen wir zwar, doch nur selten irgend einen Bewohner derselben; indessen

machten wir einmal auf einige Augenblicke an einem Kramladen Halt, der, wie des Italieners Haus, zugleich eine Schenke war, und tranken ein Glas Conceptionswein, den uns ein wirklich grauenhaftes altes Weib kredenzte.

Bald darauf kamen wir in einen ziemlich hochständigen Wald mit eigenthümlichem, aber nichtsdestoweniger sehr schönem Baumschlage. Ich vermag von den dortigen Bäumen nur die Poepigia cyanocarpa zu nennen, einen dreißig bis vierzig Fuß hohen Baum, obgleich der Wald mannichfache Abwechselung bot. An einer Stelle, wo sich das Waldthal fast zu einer Schlucht verengte, standen die Trümmer einer Hütte, auf welche wir kaum Acht hatten, aber der Müller machte uns aufmerksam und versprach uns Abends die Geschichte ihres letzten Besitzers zu erzählen; für jetzt trieben wir die Pferde mit Sporen und Zuruf an, um noch bei guter Zeit den See zuerreichen.

Derselbe hatte wohl eine Stunde in die Länge und kaum weniger in die Breite, und war großentheils mit Rohr und Schilf bewachsen. Eine Strecke weit führten künstliche Dämme durch denselben hin, und hier erschien das Wasser ziemlich tief, wenigstens so, daß man es nicht wagen durfte, den Damm zu verlassen; an anderen Stel-

len aber lagen Felsblöcke und kleinere Steine in seichtem Grunde, wohl auch auf kleinen inselartigen Erhöhungen, und hier konnte man sich getrost dem Wasser anvertrauen, und eben an solchen Orten machten wir unsere Jagd, da uns, ohne apportirenden Hund, ein in tiefes Wasser fallendes Wild doch nichts geholfen hätte.

Enten waren wieder in zahlreicher Menge vorhanden, und wir hatten eine reiche Ernte, obgleich manches Thier in's Wasser fiel, so daß wir es nicht erreichen konnten. Auch an Wasserhühnern war kein Mangel, ich schoß gleich anfänglich die Fulica americana und Rhynchaea semicollaris in mehreren Exemplaren. Bombach war so glücklich, einen sehr schönen weißen Reiher zu erlegen und wieder einige Geier, mit welchen er, wie es schien, besonders Glück hatte, auch der Müller brachte eine andere Reiherart ein, W. endlich unterhielt sich damit, mit seiner ungeheuren Büchse, auf etwa dreißig Schritte Entfernung, nach einem Stein zu feuern, der wenigstens zwei Ellen breit und eben so hoch war. Da er ihn bisweilen traf und dann jedesmal ein mächtiges Freudengeschrei erhob, so entfernten wir uns immer weiter von ihm, denn natürlich scheuchte er alle Wasservögel aus seiner Nähe, und als wir endlich den

See verlassen und aufsitzen wollten, kam er fast zu Schaden, indem er uns in unüberlegter Hast folgend in's Wasser fiel und sammt seiner verwünschten Büchse ein tüchtiges Bad nahm. Der junge Mann war eben früher kaum aus der Schreibstube gekommen, und des wilden Lebens nicht gewohnt, wie wir es seit einigen Tagen trieben. Ich habe ihn später, da er mich öfter begleitete, tüchtig eingeschult, und er machte sich nicht übel.

Wir schlugen zur Heimkehr einen andern, näheren Weg ein, und hier hatte ich zuerst Gelegenheit, sowohl die Sicherheit der chilenischen Pferde, als auch die Kühnheit zu bewundern, mit welcher man sich auf dieselben verläßt. In kurzer Entfernung vom See befanden wir uns schon in einer wilden und mit grotesken Felsenformen reichlich versehenen Gegend. Bald führte unser Weg steil aufwärts, so daß ich es früher für vollkommen unmöglich gehalten hätte, zu Pferde hinanzukommen, und oben angelangt, lenkte der voranreitende Müller auf einen Pfad ein, welcher kaum einen Fuß Breite hatte, und dessen einer Abhang in bisweilen sehr verfängliche Tiefen führte, während auf der andern Seite, eben so jäh ansteigend, sich eine steile Felswand

befand. Der Müller galoppirte voran auf diesem verwünschten Stege, als befände er sich in Mitte der trefflichsten Chaussee. Ich blickte mich um nach Bombach, welcher den Zug schloß, der hatte seinem Pferde die Zügel auf den Hals gelegt und stopfte sich eine Pfeife; es mußte also keine Gefahr bei der Sache sein, oder es war wenigstens hier zu Lande nicht gebräuchlich, besondere Vorsichtsmaßregeln gegen das Halsbrechen zu nehmen. Ich ritt also getrost weiter, aber indem die Steine unter den Hufen meines Pferdes abbröckelten, und von Absatz zu Absatz springend, endlich unten in der Schlucht durch einen dumpfen Ton ihre Ankunft kund gaben, dachte ich an einen alten Freund zu Hause, der, gewiß ein tüchtiger Reiter, sich doch nicht wenig gewundert haben würde, einen Christenmenschen auf einem solchen Wege reiten, und noch dazu galoppiren zu sehen.

Als unsere Straße wieder breiter wurde und wir füglich die Pferde neben einander gehen lassen konnten, machte ich meine Bemerkungen über jenes verwegene Reiten, aber sowohl Bombach, der schon in Brasilien ähnliche Ritte gemacht, als auch der Müller stimmten überein, daß dieser Pfad ein ganz trefflicher zu nennen

gegen andere im Lande, welche uns ohne Zweifel noch bevorständen, ich würde mich bald daran gewöhnt haben. Es war dies auch in der That der Fall, und ich kann wohl sagen, so sehr es auch europäischen Begriffen von dergleichen entgegen, daß ich später Pfade passiren mußte, auf welchen ich fast froh war, zu Pferde zu sitzen, da ich in der schwindelnden Höhe dem sicheren Bergpferde mehr traute, als meinen eigenen Füßen.

W. erklärte, ihm sei gegenwärtig Alles gleich, denn es sei einerlei, ob er in einer Schlucht dieses verwünschten Landes seinen Geist aufgebe, oder auf der elenden Mähre selbst sterbe. Er war durch die Rast am See steif geworden und hatte sich wund geritten. Wir vertrösteten ihn auf die baldige Heimkunft, und ließen trotz seiner Klagen die Pferde eine gute Strecke tüchtig laufen, bis wir die Besitzung eines Deutschen erreicht hatten, den wir ansprechen wollten.

Auf dem Lande in Chile ist es allenthalben gebräuchlich, kein Haus zu betreten, ohne vorher vom Besitzer die Erlaubniß erhalten zu haben, oder eingeladen worden zu sein. Wir hielten daher im Hofraume unsere Pferde an und ließen durch einen Knecht den Herrn ersuchen, an die Thür zu kommen. Nach einiger Zeit erschien

derselbe mit einem langen, hellen, bis fast an die Knöchel reichenden Ueberrock bekleidet, mit farbiger Halsbinde, bis über die Ohren reichenden Vatermördern und einem Strohhute auf dem Kopfe. Die Daumen hatte er in die Armlöcher der Weste gesteckt, und so geschmückt — es war klar, er hatte sich erst in dieses Costüm geworfen — starrte er uns an, ohne eine Silbe zu sprechen. Der Unglückliche wollte den Engländer spielen!

Der Müller nahm das Wort und sagte, wir bäten ihn um die Erlaubniß, auf einem kleinen zu seiner Besitzung gehörigen See einige Wasservögel schießen zu dürfen.

„Warum?"

„Der Herr hier ist ein deutscher Naturforscher und wünscht diese Wasserhühner auszustopfen."

„Zu was?"

„Um sie mit nach Deutschland zu nehmen."

„Es giebt auf dem See keine Wasserhühner."

„In Menge, und sie sind ja sonst zu nichts zu brauchen."

„Hm! Ich weiß nicht, was Sie mit den Wasserhühnern machen wollen."

„Der Kerl ist ein Narr," rief ich dem Müller

zu, so laut, daß der Pseudo-English-man es natürlich hören mußte. „Kehrt euch, Marsch!"

Wir wandten die Pferde und ritten unsere Wege. Es war dies der einzige Deutsche, sowohl in Chile, als auch am übrigen Theile der Westküste, welchen ich besuchte, der mir nicht freundlich und gefällig entgegenkam; denn der Wahrheit gemäß mag ich es wohl mit Vergnügen aussprechen, daß, so wie die Deutschen sich dort der allgemeinen Achtung erfreuen, sie auch ihre Landsleute, sind sie nur halbwege annehmbar, alle herzlich empfangen und ihnen den möglichsten Vorschub leisten.

Nachdem wir noch einmal in einem Thale gehalten und ziemliche Beute gemacht, wandten wir uns heimwärts und kamen mit der scheidenden Sonne bei den Mühlen an. Daß wir dem rasch aus unseren mitgebrachten Enten bereiteten Mahle der Sennorita kräftig zusprachen, braucht kaum bemerkt zu werden, da wir den ganzen Tag über mit Ausnahme von ein wenig Maisbrot und einem Glase Wein nichts genossen hatten. Wie gewöhnlich wurde der Abend wieder beim Kohlenfeuer zugebracht, geplaudert und weitere Pläne wurden entworfen.

Wir hatten so viele größere und kleinere Bö-

gel erlegt, und überhaupt mancherlei Eingebrachtes zu ordnen, daß schon mit dem unaufschiebbaren Abbalgen der Vögel der größte Theil des nächsten Tages ausgefüllt war. Hingegen wollten wir übermorgen einen zweiten Ritt nach einer andern Richtung hin unternehmen. W. aber, dem ohne Zweifel die Aussicht auf eine wiederholte Excursion zu Pferde nicht sehr reizend erschien, machte einen andern Vorschlag. Ein junger Deutscher, welcher Walter hieß und Leichtmatrose auf einem Bremer Schiffe war, das wohl noch vier Wochen im Hafen liegen mußte, hatte ihm vor seinem Besuch auf den Mühlen versprochen, eine Wasserfahrt mit ihm zu machen, indem ihm ein befreundeter Kapitän seine Jölle leihen wolle. „Ich gehe nun," sagte W., „morgen nach der Stadt und bestelle auf übermorgen Walter mit dem Boote an die Fischerhütten am Strande. Dort treffen wir uns um neun Uhr des Morgens und machen eine Wasserjagd." Der Vorschlag war nicht übel und wurde nach kurzer Berathung angenommen. Was noch nöthig, sollte W. in Valparaiso besorgen; wir Anderen aber beschlossen, unsere gesammelten Naturalien beim Müller zu lassen, der sie demnächst zur Stadt zu bringen versprach, und wollten uns dann am Strande treffen.

Das Gespräch drehte sich jenen Abend fast einzig um Californien, da Reisende, welche des Tags beim Italiener eingekehrt waren, mancherlei von dort erzählt hatten. Unsere deutschen Zeitungen sind vielleicht nie so wahr gewesen, als eben in den Nachrichten über Californien, und ich möchte wohl verbürgen, daß fast die Hälfte von dem, was sie zu jener Zeit dem Publikum brachten, wirkliche Thatsachen waren. Das ganze Leben und Treiben in Californien war in jener Zeit so sonderbar und abenteuerlich, daß es ohne Zweifel niemand nöthig erschien, zu „dekoriren."

Kurz ehe wir uns zur Ruhe begeben wollten, erinnerte der fast schweigsame Bombach den Müller an jene verfallene Hütte, die wir Morgens im Walde getroffen, und fragte, was es damit für eine Bewandtniß habe.

„Ach," erwiderte der Gefragte, „das Haus des alten wahnsinnigen Spaniers! Ich will Ihnen die Geschichte erzählen."

Und er erzählte sie uns. Es war eine einfache Geschichte die vom alten Spanier. Eine Geschichte ohne Liebe und Romantik, ohne Mondschein und Poesie, aber eine solche, wie sie in Revolutionen und Bürgerkriegen häufig vorkommt. Er war mit seiner Frau und zwei noch kleinen

Knaben nach Chile gekommen, und drei andere Söhne wurden ihm noch in seinem neuen Vaterlande geboren. Er war vermögend und geliebt von seinen Nachbarn und Freunden. Da brachen die Freiheitskämpfe aus. Der Vater hielt es mit seinem alten Vaterlande, die zwei ältesten Söhne mit ihm. Die jüngeren waren auf Seite der Patrioten. Der Vater war alt geworden, er mußte zu Hause bleiben, doch die Söhne zogen an einem Tage hinaus, mit gegenseitigem Hasse und unverhohlener Erbitterung, die zwei ältesten zu den spanischen Truppen, die jüngeren zu dem chilenischen Heere. Aber schon nach einigen Tagen brachte man den jüngsten, fast noch einen Knaben, tödtlich verwundet in's Vaterhaus. Er starb in den Armen der Mutter. Die beiden andern, die ebenfalls zu den Patrioten gezogen, fielen binnen Monatsfrist in einem Treffen gegen die Königlichen. Da kam der älteste Sohn nach Hause, er hatte eine Sendung zu einer vereinzelt stehenden Truppenabtheilung im Gebirge, und wagte sich mit Lebensgefahr zum Hause der Eltern. Aber die Mutter fluchte ihm, — er war ja unter den Mördern ihres jüngsten, ihres liebsten Kindes, — und der Sohn floh hinaus in die Nacht, ohne Segen und Mutterkuß. Er ist auch nicht

wiedergekehrt, denn streifende Patrioten erschlugen ihn in den Bergen noch in derselben Nacht. Lange kam jetzt keine Nachricht vom letzten Sohne; der Schauplatz des Krieges hatte sich nach Santjago gezogen, und hatten auch die Aufständischen unter sich Zeichen und Botschaft, der spanisch Gesinnte erhielt keine Nachricht.

Da sprengte eines Tages ein Reiter auf das Haus zu, eine entscheidende Schlacht war geschlagen, die Sache der Spanier verloren, ihre Herrschaft in Chile gebrochen. Der diese Nachricht brachte, war der letzte Sohn, verwundet, flüchtig, todtmüde und verfolgt. Der Vater jagte das Roß mit Messerstichen vom Hause, um die Verfolger auf falsche Fährte zu bringen, und die Mutter versteckte, so gut sie konnte, ihren Sohn, dem sie jetzt den Tod seiner Brüder vergeben. Aber ein chilenisches Haus hat wenig Schlupfwinkel und die Patrioten fanden bald den Flüchtling. Die Mutter fiel besinnungslos zu Boden, der Vater flehte, es war sein *letztes* Kind! Dann wollte er ihn schützen. Aber sie stießen ihn lachend bei Seite, und erstachen den Sohn vor seinen Augen. Dann legten sie Feuer in's Haus und sprengten weiter. Die alte Frau kam ohne Zweifel im Feuer um, denn man hat sie nicht wieder ge-

sehen, der Vater aber wurde wahnsinnig und starb erst vor einigen Jahren in jener Hütte, deren Ruinen wir gesehen. —

Die Frau des Italieners, welche erfuhr, wovon die Rede, kannte schon aus dem Munde des Volkes die Erzählung und meinte, das sei gräßlich, aber in Buenos Ayres sei es noch anders zugegangen unter Rosa's, indessen sei es nicht gut, davon zu sprechen der Dictator habe einen langen Arm. Es war Thatsache, daß häufig, obgleich ohne Grund, Rosa selbst in Chile gefürchtet wurde, um so weniger war das einer Landsmännin zu verargen.

Fast der ganze andere Tag verging mit dem Abbalgen der Vögel, und am nächsten Morgen, bei guter Tageszeit, nahmen wir Abschied vom Italiener und von dem Müller, und gingen dem Meere zu. Der Weg war kaum zu verfehlen, denn wir durften nur einem der Thäler folgen, welche alle dorthin ausmünden. Da wir hoffen konnten, noch Abends in Valparaiso zu sein, und gesammelte Pflanzen dort einlegen zu können, so richteten wir unser Augenmerk auf's Botanisiren und hatten bei dem reichlichen Pflanzenwuchse auch keine geringe Ausbeute.

Wir trafen an einigen Stellen bebautes Feld

und zwei ländliche Wohnungen, welche kaum romantischer gelegen sein konnten, umgeben von dem dichten dunklen Laube des Niederwaldes, und den zierlichen Gruppen, welche die Quila bildet; und fast begannen wir zu schwärmen über das Glück, in solcher ländlichen Einsamkeit wohnen zu dürfen, als ich plötzlich, etwa in einer Entfernung von zwanzig Schritten vor uns, etwas Braunes und fast metallisch Glänzendes sich heftig hin und her bewegen sah. Es war eine Schlange, welche sich bald hoch aufbäumte, bald wieder zusammenringelte, und offenbar dergestalt mit sich selbst, oder etwas Anderem beschäftigt war, daß sie von uns keine Notiz nehmen konnte. Schon wollten wir nach ihr schießen, da der Platz aber ziemlich frei war, so fand sich hierzu immer noch hinlänglich Zeit, wenn sich das Thier aus dem Staube machen wollte. Wir gingen also langsam näher, und sahen jetzt, daß die zwischen vier und fünf Fuß lange und ziemlich dicke Schlange einen Frosch im Rachen hatte, welchen sie ohne Zweifel kurz vorher ergriffen. Da der Frosch schon zur Hälfte im Rachen war, so konnte man die Schlange ohne alle Gefahr aufnehmen, sie mochte nun giftig sein oder nicht, ich sprang also auch hinzu, faßte sie am Halse und brachte sie sammt

ihrer Beute in eine Blechbüchse. Es war, wie sich später herausstellte, Herpetodryas lineatus und eine vollständig unschuldige Art. Doch wendete ich einige Vorsicht an, als ich in Valparaiso des anderen Tages die Büchse öffnete und die Schlange sich rasch aus derselben zu winden suchte. Sie hatte den Frosch wieder von sich gegeben und er lag todt neben ihr. Später habe ich diese Herpetodryas in allen Theilen Chiles gefunden, welche ich besuchte, und sowohl in Valdivia nicht weit vom Ufer der See, als auch ziemlich hoch oben in den Wäldern der Cordillera. Sie scheint in ihrer Lebensweise große Aehnlichkeit mit unserer Coluber natrix zu haben, und läßt sich leicht greifen, ohne sich zur Wehr zu setzen. Von den Chilenen wird sie übrigens sehr gefürchtet, obgleich sie, wie bereits erwähnt, nicht giftig ist.

Nach einigen Stunden erreichten wir endlich das Ende des Thals. Es begannen einzelne Hütten, und bald kamen wir an die äußersten Grenzen des Stadttheils, welcher die Almendral genannt wird. Nachdem wir in einem jener Kramläden, die dort so häufig getroffen werden, Orangen gekauft hatten, welche eben nicht an überflüssiger Süße litten, gingen wir dem Strande zu, um dort verabredeter Maßen unsere Freunde mit dem

Boote zu finden. Allein es war noch niemand zur Stelle, und da eben am Strande die Sonne meist ganz verzweifelt aufbrennt, so war längeres Warten höchst unangenehm. Wir beschlossen daher vorläufig eine kleine Fahrt auf einem jener Boote zu machen, deren sich die chilenischen Fischer an der Küste häufig bedienen. Diese Boote sind, wie jene im bairischen Gebirge, welche man „Einbaum" nennt, aus einem einzigen Baumstamme gefertigt, und, nebenher gesagt, eines der einfältigsten Dinge, welche man je construirt hat.

Da die Besitzer jener Boote sich meist in der Nähe befinden, so riefen wir einen herbei und wurden einig mit ihm, für drei Realen uns eine Stunde zu fahren. Ich saß an der Spitze des Bootes, Bombach in der Mitte, auf einem quer gelegten Brette, und zwei Fischer nahmen hinten Platz. Als das Fahrzeug mit den Rudern so weit über den Kies des Strandes geschoben war, daß es flott geworden, hatten wir kaum noch einen Zoll Bordhöhe, und jetzt fanden wir, daß bei der geringsten Bewegung von unserer Seite das Boot nothwendig umschlagen mußte. Nicht weit von uns wurde plötzlich ein Wasserhuhn sichtbar, ganz ähnlich dem blauen Taucher, der auch auf Landseen getroffen wird, und Bombach schoß es. Da

der Vogel mit den Flügeln schlug, so stand Bombach auf, um stehend einen zweiten Schuß anzubringen, setzte sich aber auf den gleichzeitigen Zuruf unserer Ruderer augenblicklich wieder. Ich fragte, da ich die Leute nicht verstanden hatte, was sie gesagt hätten, und erfuhr, daß das Boot umschlüge, wenn man aufstände. Dies mußte auch der Fall sein, denn da es keinen Kiel hatte, und wie eine Nußschaale auf dem Wasser schwamm, so war allerdings leicht über jede Untiefe der Küste hinwegzukommen, aber eben so leicht war natürlich das Kentern oder Umschlagen des Boots. Ich erfuhr später, daß dies den Fischern auch nicht selten begegnet, und sie schwimmen dann neben dem umgestürzten Fahrzeuge her, suchen es umzuwenden, oder schieben es wieder dem Lande zu. Wir, ohnedies auch schwerer gekleidet als jene halbnackten Kerle, wollten kein Seebad nehmen, sondern eine Wasserjagd machen. Ohne Zweifel ließe sich unsere Lage sehr launig schildern; wir saßen zusammengekauert auf dem Boden des unglücklichen Baumstammes, auch eben nicht trocken, denn von Zeit zu Zeit schlug eine kleine Welle über Bord, und trauten uns kaum zu rühren, da zudem weiter außen die See natürlich auch bewegter wurde. Dort aber fanden wir wenig Spaß-

haftes in der Aussicht, unfreiwillige Schwimmübungen anstellen zu müssen, und befahlen den Fischern umzuwenden. Weil aber kaum eine Viertelstunde verflossen war, so glaubten diese wahrscheinlich, ihre drei Realen nicht zu erhalten, und thaten, als verständen sie uns nicht. Da erschien, sehr zu rechter Zeit, Walter und W. mit der Jölle. Wir riefen ihnen zu, und bald lagen wir Bord an Bord, und stiegen, nicht ohne alle Aussicht, den „Einbaum" umzuwerfen, in unser neues Fahrzeug. Die Fischer, welche zuerst ihre drei Realen sehr unterthänig und mit abgezogenen Mützen in Empfang genommen hatten, lachten uns aus, nachdem sie sich in einiger Entfernung befanden, und W., der mit einer geliehenen Matrosenjacke in der Jölle stand und den Seemann spielte, äußerte unverhohlen seine Freude, daß wir „uns auch einmal blamirt" hätten.

Walter und ein Matrose, der ihn begleitete, zogen nun tüchtig die Riemen, indem wir längs der Küste hinfuhren; wir drei Anderen aber vertheilten uns im Boote, um uns im Feuern nicht zu hindern.

Die See ist dort spiegelklar, und da man stets bis auf einige Lachter tief den Grund sehen

kann, geht es bei ruhigem Wetter leicht an, sich den Felsen, die allenthalben spitz und theils vereinzelt, theils in Gruppen vereinigt aus dem Wasser emporragen, auf jede Entfernung zu nähern, sich je nach Wunsch mit dem Boote durch sie hindurchzuwinden, oder auch an einzelnen anzulegen. Kaum habe ich an irgend einer Küste eine so malerische Vertheilung der Klippen getroffen als dort. Bisweilen steigt mehrere hundert Fuß eine steile Felswand an. Dann bilden dieselben wieder kleine Buchten und flache Plateaus, die nur zur Fluthzeit vom Wasser bespült sind und während der Ebbe betreten werden können. Diese Plateaus sind eine treffliche Fundgrube für Muscheln und Seethiere, welche, von der Fluth dorthin geschwemmt, in Vertiefungen des Felsenbodens liegen bleiben, und man trifft häufig dort die Bewohner der Küste, welche Muscheln auffammeln, von denen die meisten eßbar sind. Diejenigen dieser flachen Felsen aber, welche nur von der Seeseite her zugänglich sind, werden von Wasservögeln besucht, die ebenfalls dort ihre Nahrung finden, und, selten gestört, mit Behaglichkeit die von der See im Stiche gelassenen Muscheln und Krabben verspeisen.

Wir näherten uns vorsichtig einer solchen

kleinen Bucht, von welcher, wie es schien, eine Schaar Möven alleinigen Besitz genommen hatte, und schossen vier derselben. Nachdem wir die beiden im Fluge geschossenen und in's Wasser gefallenen Thiere aufgefangen, nahmen wir von ihrer Bucht Besitz und suchten nach Muscheln. Wir fanden eine ziemlich große Art, eine Venus, welche, nach Europa gebracht, als neue Species erkannt wurde, indessen in Valparaiso täglich zu Markte kommt und namentlich von ärmeren Leuten häufig gegessen wird. Dann mehrere Species Balanus, drei Arten eines Chiton, und in Tausenden von Individuen die kleine weiß und dunkelblau gestreifte Litorina peruviana, festsitzend in dem halb mit Wasser bespülten Felsen.

So hatten wir einen guten Anfang, und unsere Seeleute jubelten über die vier so rasch geschossenen Möven, als sei es das kostbarste Wild. Endlich verließen wir die Bucht und hielten uns etwas von der Küste entfernt, um von der Ferne eine neue zur Jagd geeignete Stelle auszufinden, und, seitwärts anfahrend, die Vögel zu überraschen.

Plötzlich tauchte ein Pinguin auf etwa vierzig Schritte Entfernung auf. Da es auf Bombach's Seite war, so gab dieser Feuer, aber obgleich die

Schrote die Wasserfläche um das Thier deckten, so tauchte dasselbe doch allem Anschein nach unverletzt unter, und jetzt feuerte W. in beiläufiger Richtung nach jener Stelle seine beiden Schüsse zugleich ab, und wäre um ein Haarbreit rücklings über Bord gestürzt, in Folge des Rückstoßes der beiden noch dazu wahrscheinlich zu stark geladenen Läufe.

Walter, von dem die Doppelflinte geliehen war, machte ein verdrießliches Gesicht, und Bombach, welcher sich noch von vorhin ärgerte, sprach: „Setzen Sie sich, guter Junge, man kann so gut aus einer Jölle, als aus einem chilenischen Boote fallen." Während er aber also Revanche nehmend, seine Flinte wieder lud, erschien der Pinguin wieder an der Oberfläche; ich gab Bombach einen Wink und, nachdem sich dieser augenblicklich zusammengekauert hatte, gab ich rasch Feuer, indem ich nach dem Kopfe des Vogels hielt. Zu meinem eigenen großen Erstaunen senkte sich derselbe auf die Seite und blieb auch ohne eine einzige Bewegung sogleich todt auf dem Wasser liegen. Das dichte und panzerartige Gefieder der Pinguine schützt sie fast immer vor den Schroten, und bei einer etwas weiteren Entfernung soll selbst eine Kugel nicht immer Wirkung

thun. Um so mehr wunderte uns der gegenwärtige Fall. Als wir aber den Vogel an Bord gebracht hatten, fand sich, daß ein Schrotkorn direct durch das Gehirn gegangen, und ein zweites die Halswirbel zerschmettert hatte. Es war ein glücklicher Zufall, denn die Pinguine sind nicht gerade häufig im Hafen und an der Küste, und immer schwer zu bekommen. In der Landessprache nennt man sie Pájaro ninno, d. h. Kindervogel, und sie haben auch in der That, wenn sie auf dem Lande gehen, eine Aehnlichkeit mit einer kleinen, menschlichen Figur. Obgleich sie im freien Zustande fast immer im Wasser leben, scheinen sie doch auch auf trockenem Lande gut fortzukommen, wenigstens habe ich in Lima mehrere gezähmte Exemplare gesehen, welche ganz wohlbehäbig umher spazierten, und ich selbst nahm später von Valparaiso zwei junge Thiere mit, welche rasch zahm wurden, aber später an Bord starben.

Wir legten endlich zwischen einem Haufen Klippen an, der Matrose blieb zur Sicherung des Bootes zurück, und wir durchkletterten die Felsengruppe. Am untern, von der See bespülten Theile fand ich die ersten Seesterne in Chile, Asteracanthion aurantiacus, der ziemlich häufig

dort zu sein scheint. Da nicht anders beizukommen war, so stieg ich bis zum Gürtel in's Wasser und löste so, ohne sie zu verletzen, mehrere Exemplare ab, welche ich später zu Valparaiso in einer Schüssel mit Seewasser mehrere Tage lebend erhielt. Auch zwei Species von Echiniden wurden gefunden, von welchen die eine fast schwarz und mit ziemlich langen Stacheln noch unbekannt war. Die andere Art von Seeigel, größer als die vorige, röthlich und mit kürzeren Stacheln besetzt, wird in vielen hundert Stücken täglich frisch nach Valparaiso gebracht und dort gegessen. Ich fand indessen, daß im Innern fast eines jeden dieser Seeigel sich ein schwarzer Krebs befand, ebenfalls eine in Europa noch nicht bekannte Art, und dieser Miethsmann des Echiniden ist es, den man hauptsächlich speist, obgleich das konsumirende Publikum eigentlich Seeigel zu verzehren glaubt.

W. entfernte sich und kam kurz darauf mit einer Flasche Bordeaux und einigen Maisbroden zurück, welche er neben anderen Vorräthen im Boote versteckt gehabt hatte. Die erste vernünftige Idee, meinte Bombach, welche er entwickele, seitdem er das Vergnügen habe, ihn zu kennen, sie berechtigt zu Hoffnungen für die Zukunft.

Nach einer weitern Fahrt und erneuerter Jagd fing plötzlich der Landwind stark zu wehen an, und nachdem unsere beiden Seeleute eine Zeitlang gegen denselben angekämpft hatten, wobei wir Anderen sie mittelst der überzähligen Ruder nach Kräften unterstützten, fanden wir, daß es unmöglich war, noch heute mit der kleinen Jölle nach Hause zu kommen, da wir später, der Krümmung des Hafens halber, gerade Gegenwind gehabt hätten. Auf die hohe See zu gehen, oder uns wenigstens eine gute Strecke vom Lande zu entfernen, und dann bei Seitenwind den Hafen zu erreichen zu suchen, wäre Thorheit gewesen, da wir Alle wußten, wie rasch bisweilen, ja sogar ziemlich häufig, gegen Abend die See dort stürmisch wird, und die Wellen bereits weiße Köpfe bekamen.

Es blieb also nichts übrig, als irgendwo zu landen, dort im Freien zu kampiren, und morgen erst mit dem Seewinde zurückzukehren. Es war ein Glück, daß wir noch einige Stunden Tag vor uns hatten, und unsere Seeleute eine gute Landungsstelle für das Boot aussuchen konnten. Dies geschah endlich, und wir landeten in einer kleinen Bucht mit ziemlich steilen Ufern, aber eingeschlossen und vor der Brandung geschützt,

so daß weder diese, noch die Fluth dem Fahrzeug Schaden bringen konnte. „Der Alte wird freilich brummen,“ sagte Walter, als er an's Land stieg, „aber was hilft's, der Teufel kann bei solchem Wetter mit der Nußschaale auf die See.“

Zufällig war unser Lagerplatz nicht blos für die Jölle, sondern auch für uns trefflich gelegen. Oberhalb der Felsen war ein Gehölz, und etwa zweihundert Schritte entfernt ergoß sich ein kleiner Bach in's Meer. Während der Matrose beim Boote blieb und zugleich unsere Sachen bewachte, gingen wir Anderen in's Gehölz, um Holz zu holen und an jenem Bache die leeren Feldflaschen und die leere Bordeauxflasche mit Wasser zu füllen. Bombach hieb mit W.'s Jagdmesser eine gute Anzahl Zweige ab, und mittelst einiger Stangen wurde eine Art Laubwand errichtet, welche uns eine Seite deckte, während wir vor dem Landwinde durch einen Felsen im Rücken geschützt waren. Innerhalb der Laubwand hingen wir die geschossenen Vögel, die Gewehre und unsere andere fahrende Habe auf. Dann wurde Feuer angezündet, welches, trotzdem wir nur wenig trockenes Holz gefunden hatten, doch bald erträglich brannte. Soweit war Alles in bester Ordnung, doch sah es mit dem eigentlichen La=

ger, mit dem, auf welchem wir schlafen sollten, weniger gut aus. Moos war nicht zu finden, und die wenigen Blätter, welche wir etwa hätten sammeln können, waren so mit Stacheln und Dornen gemengt, daß nicht daran zu denken war, „auf weichem Blätter-Pfühl" zu ruhen. Wir mußten uns also begnügen, zwei alte wollene Decken, welche Walter und der andere Matrose während des Tages beim Rudern als Polster benutzt hatten, auf den, zum Glück etwas sandigen Boden auszubreiten.

Als Mundvorrath waren das bereits oben erwähnte, an der Sonne getrocknete Ochsenfleisch, Aepfel und Maisbrod vorhanden, für Getränke aber hatte W. besser gesorgt. „Ich kenne meine Leute von den Mühlen her," sagte er, und er hatte, obgleich Alles blos für ein Mittagsmahl berechnet war, einige Flaschen rothen Concepcionwein, desgleichen Ale und noch eine Flasche Bordeaux in die Jölle gestaut.

Aber diese Aussichten auf ein fröhliches Mahl wurden noch unterstützt durch das herrliche Wetter und die reizende Scenerie, welche vor unseren Augen sich zu entfalten begann, nachdem die Sonne gesunken war. Der Mond stieg in voller Pracht hinter den Bergen empor, zitternde Streiflichter

glänzten über die See, die zu unseren Füßen brauste, aber in einiger Entfernung ruhig zu liegen und mit den Strahlen der jungfräulichen Luna zu spielen schien. Dann tauchten Nebelbilder auf aus dem Schooße der alten Thetis, phantastische Formen, toll gestaltet, abenteuerlich beleuchtet und verschwindend wie sie gekommen, entweder um anderen Raum zu geben, oder wieder den sonst glänzenden Spiegel des Meeres zu enthüllen. Hinter uns flüsterten die Blätter mit dem Winde, und nur manchmal fuhr stoßweise eine stärkere Windsbraut durch das Gehölz. Von Menschen aber und ihren Werken war nichts zu sehen, als bisweilen ein schwacher Lichtschimmer, den der vier bis fünf Stunden weit entfernte Leuchtthurm des Hafens iu unsere Bucht warf.

Wir fühlten, nachdem wir gegessen, noch keine Lust, sogleich den Schlaf zu suchen, und saßen noch plaudernd und rauchend um unser Feuer, als während einer augenblicklichen Pause im Gespräche plötzlich der Matrose die Hand erhob, und ein Zeichen gab, zu lauschen. In demselben Augenblicke hörte ich im Gebüsche ein leises Knistern, dann aber blieb Alles ruhig. Wir blieben ebenfalls still, und kurze Zeit darauf wiederholte sich das Geräusch. Bombach und ich

hatten gleichzeitig unsere Gewehre ergriffen und Ersterer rief jetzt, rasch aufspringend: „Quien vive?“

„Un amigo!“ war die Antwort. Es giebt vielleicht wenig Wörter, mit welchen die menschliche Gesellschaft größeren Unfug treibt, als eben das Wort amigo, Freund, und so waren wir auf unserer Hut; doch bald trat ein einzelner Mann aus den Büschen, zwar mit einem starken Messer und einer langen Flinte bewaffnet, sonst aber, wie es schien, in friedlicher Absicht. Er sagte uns, er habe unser Feuer gesehen und sich überzeugen wollen, wer wir wären.

Ich bot ihm ein Glas Wein an und lud ihn ein, eine Cigarre mit uns zu rauchen, was er Beides sich gerne gefallen ließ. Mittlerweile war Bombach geräuschlos verschwunden, und kehrte erst nach einer Viertelstunde wieder zurück. Er hatte nach dem Boote gesehen und Spähe gehalten, ob unser neuer amigo wirklich allein sei. Jetzt entwickelte sich auch allmählig der eigentliche Grund seines Besuches. Der Mann, welcher ohne Zweifel in einiger Entfernung ein Gehöfte besaß, hatte Schmuggler oder Zollbediente vermuthet und glaubte von ersteren, wie es wohl häufig der Fall ist, einen billigen Einkauf machen

zu können, denn er fragte mich, nachdem er sich natürlich bald überzeugt, daß wir Fremde seien, wo unsere Waaren wären. Als ich ihm erwiderte, wir hätten keine Waaren, blies er nachdenklich den Rauch seiner Cigarre in die Luft, und meinte dann, er sei ein sicherer Mann. Konnte ich es ihm verargen, daß er mich für den Anführer einer Schmugglerbande hielt, da meine „amigo's" in Europa meinen breitrandigen Hut so oft selbst für einen „Räuberhut" erklärt hatten? Doch sagte ich ihm, wir seien Jäger, und zeigte ihm die geschossenen Vögel, welche er, da sie von den Zweigen verdeckt und vom Feuer nur schlecht beleuchtet waren, bisher nicht bemerkte.

Hatte uns der Mann aber bisher für Schmuggler gehalten, so war es klar, jetzt hielt er uns für Narren. Er lachte ganz unverhohlen und erklärte Alles für muy malo. Man hat nämlich in Chile in Betreff der Zoologie und Botanik zwei große Hauptabtheilungen. Muy malo, sehr schlecht, ist Alles, was nicht eßbar ist, muy bueno, sehr gut, wird alles Eßbare bezeichnet. Ich habe aber bei allen Chilenen noch eine andere Eigenthümlichkeit gefunden, eine wahre Leidenschaft, welche darin besteht, jeden Vogel, der muy bueno ist, mit Blitzesschnelligkeit zu rupfen, um zu

untersuchen, ob er fett sei. Ich habe in Valparaiso später meine abgebalgten und mit Baumwolle ausgestopften Vögel an die Decke gehängt, indem man selbst mit diesen, welche man für frisch ansah, jenes Experiment vornahm.

So hatte unser Freund jetzt eine des Morgens von Bombach geschossene kleine Ente erblickt, er nahm sie herunter, erklärte sie wohlgefällig für muy bueno, blies auf die Brustfedern, und im nächsten Augenblicke stoben auch bereits diese im Winde und wirbelten lustig in die Nacht hinaus. Das „Exemplar" war auf diese Weise plötzlich zum Wildpret geworden.

Endlich verließ uns unser Gast, und wir legten uns, so gut es anging, zur Ruhe, nachdem wir beschlossen hatten, daß abwechselnd Einer Wache halten solle, und das zwar vorzugsweise des Bootes halber. Die Gefälligkeit der sämmtlich jüngeren Gefährten wollte mich zwar von diesem Wachdienst befreien, natürlich aber ließ ich mir dies nicht gefallen und schwärmend und träumend und an Dinge denkend, an welche man vielleicht in der Fremde sich nicht erinnern soll, blickte ich hinaus in die Mondnacht, während die jungen Leute auf ihrem harten Lager bald entschlafen waren.

Die Nacht verging ohne Störung, und des andern Morgens, mit dem Grauen des Tages, bestiegen wir die Jölle und kamen, da wir nirgend anhielten und guten Wind hatten, noch gerade zeitig genug im Hafen an, um Walter, wie er uns später sagte, das Brummen des Alten zu ersparen.

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebens-Bildern. Dritte Auflage. **Für den Reisegebrauch redigirt.** Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. 8. eleg. geb. 1 Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein edles Frauenherz. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Tzarogy. Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8 broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. $3^1/_2$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 1. bis 4. Band. 8. broch. à Band $1^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.=Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.=Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.=Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. Erste Abtheilung. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht=Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1^5/_6$ Thlr. In eleganteſtem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2^1/_3$ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt), Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Diezmann, August, Leichtes Blut. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Diezmann, August, Frauenschuld. Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbschloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Ernesti, Luise, Zwei Fürstinnen. Roman. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Ernesti, Luise, Aus alter und neuer Zeit Novellen und Skizzen. 2 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Ernesti, Luise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. $2^3/_4$ Thlr.

Ernesti, Luise, Die Aristokratin und der Fabrikant. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Fels, Egon, Die Rose von Delhi. Roman aus der Zeit des indischen Aufstandes unter Nena Sahib im Jahre 1857. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, General Franco. Lebensbild aus Ecuador. (Zwei Republiken. Erste Abtheilung.) 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Sennor Aguila. Peruanisches Lebensbild. (Zwei Republiken. Zweite Abtheilung.) 3 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Im Busch. Australische Erzählung. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 3 Bde. broch. 1 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. Zweite, durchgesehene Auflage. **Wohlfeile Volksausgabe.** 8. 3 Bde. broch. $2^1/_2$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniat.-Ausg. broch. 27 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika und dessen deutschen Colonien. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung. 3 Bde. 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. 4. Auflage. 2. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Th. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Eine Mutter. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Wie der Christbaum entstand. Zweite Auflage des ersten Christbaums.

Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Walfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 2. Aufl. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Gotthardi, W. G., Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. Ueberliefertes und Selbsterlebtes. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Guseck, Bernd von, Der Graf von der Liegnitz. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Guseck, Bernd von, Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Guseck, Bernd v., Deutschlands Ehre. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Guseck, Bernd von, Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd von, Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bibra, Ernst <<von>>,

Erlebtes und Geträumtes Novellen und Erzählungen

Bd.: 3

Jena (1867)

P.o.germ. 121 ph-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105715-7